UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

PT
P9877w

Wilhelm Meisters

Meisterjahre.

[J. F. W. Pustkuchen]

84943
6/12/67

Erster Theil.

Quedlinburg und Leipzig 1824,
bei Gottfried Basse.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Der Abend war zu schön, er verlockte unsern Freund, die geräuschvolle Stadt zu fliehen, und in dem nicht fern von ihr gelegenen Wäldchen sich seinen Betrachtungen zu überlassen. „Was hilft mir nun all' mein Lernen und Wandern," fing er an, nachdem er sich einen einsamen Platz zur Ruhe ausersehen hatte; „ich glaubte die Irrthümer meiner Lehrjahre abgelegt zu haben — o thörichter Wahn! Was ist's denn, was ich gelernt habe? Meine Leidenschaft zum Theater, meinen Beruf zur Kunst habe ich aufgegeben; ich habe die Welt durchstreift, Menschenkenntniß gesammelt, und

das Leben der höhern Cirkel kennen gelernt; aber es sind mir in dieser Welt so mannichfache Irrthümer, Mängel und Inconsequenzen begegnet; das Gute lag sehr oft verborgen, und mußte aufgesucht werden. Was hab' ich der Welt bisher geleistet? Wie hab' ich mich ausgebildet, welche Hoffnungen hege ich, der Menschheit dereinst nützlich zu seyn, und wodurch? O vielleicht wäre es mir besser gewesen, hätte Aurelie mich nie zu Lothario geschickt! — Wäre ich bei Serlo geblieben, und hätte dort ein ruhiges, aber in meinem Berufe wenigstens wirksames Leben geführt!! Meine Kunstansichten hätten sich mit der Zeit geregelt und gereinigt, der Umgang mit verständigen Leuten hätte mich dabei unterstützt, der Erziehung meines Felix und meinen Berufsgeschäften würde ich meine Kräfte gewidmet haben, und so wäre der Welt doch einiger Nutzen durch mich geworden! — Aber so —

das Schicksal hat mich umher getrieben, ich habe die Welt durchzogen, und woran habe ich zugenommen? ach! mit einem Seufzer muß ich es bekennen — nur an Jahren!!" —

Solche Reden führte unser Freund; er klagte das Schicksal, er klagte die Welt an, ob gerecht oder ungerecht, wollen wir vor der Hand noch nicht entscheiden. Er war auf der Rückreise zu Natalien begriffen, und hielt sich jetzt seit mehreren Tagen, da sie ihn seines Gelübdes entbunden hatte, in einer Residenzstadt auf, die ganz geeignet war, seinem Sinne für die Kunst Stoff zu geben. Reiche Sammlungen und Gallerien hatte er bereits durchwandert, aber — allein, und es schmerzte ihn sehr, seine Gedanken und Ansichten Niemanden mittheilen zu können, und sich belehren zu lassen.

Die Stadt lag in der angenehmsten

Gegend, fast rings herum von Bergen umschlossen, bildete sie den Eingang in die erhabenste Gebirgskette, deren Spitzen sich über die Wolken erhoben. Ein reges Leben herrschte im Orte selbst, und der von den Gebirgen herabkommende Fluß theilte die Stadt und schlängelte sich durch die lieblichsten Gärten dahin. Ein für Religion, Kunst und Wissenschaft gleich empfänglicher Fürst hatte Alles aufgeboten, um seine Residenz auf das schönste auszuschmücken. Die vortreffliche Gemäldegallerie, mehrere reiche Sammlungen von Kunstschätzen aller Art gewährten dem Beschauer ausnehmendes Vergnügen, dem Kenner und Künstler waren sie von unschätzbarem Werthe.

Auch die Dichtkunst blühte in diesem Thale, und unser Freund fand unter den Jüngern Apoll's in diesem zweiten Athen manchen gefeierten Namen. Der Heros unter den jetzt lebenden Tonkünstlern hatte

seinen Sitz hier aufgeschlagen, und fast ganz Europa huldigte diesem Meister. Endlich zeugte ein wohleingerichtetes Theater von des Fürsten Sinn für die dramatische Kunst.

Unstreitig würde Wilhelm mit reicher Ausbeute für seine Bildung diesen Ort einst verlassen haben, wenn er sich nicht hätte auf sich selbst beschränkt gesehen, wenn unterrichtete Freunde an seiner Seite gestanden, und in dem Austausche ihrer Urtheile, Gedanken und Empfindungen, unseres Freundes Ansichten aufzuklären, und ihn in mancher Hinsicht zu belehren gesucht hätten. Das Unbequeme der Einsamkeit also war es, was unsern Wilhelm weniger empfänglich für die Reize des Orts und der Umgebung machte.

Jarno hatte sich von ihm zurückgezogen, sich ganz dem Studium der Mineralogie hingegeben, und durchzog die Gebirge der bekannten Welt, um seine Kenntnisse

zu vervollkommnen. Lenardo lebte und webte in seinem Geschäftskreise; der junge Maler, mit dem er den Geburtsort seiner Mignon besucht hatte, war jetzt weit entfernt; der Abbé ließ schon seit langer Zeit weder von sich, noch von Lotharío etwas hören und selbst über Theresens und Lydiens Schicksal würde unser Freund nichts erfahren haben, wenn Natalie nicht noch jüngst von ihnen geschrieben hätte.

Theresens Leichtsinn war unserm Freunde bis jetzt noch unerklärlich; sie, die mit solcher Ueberlegung ihm ihre Hand reichen wollte, trat nun zurück, da Lotharío das Geheimniß ihrer Geburt aufgedeckt hatte. Sie konnte unsern Freund so leicht aufgeben, und bot ihm zur Entschädigung Natalien an. O Inconsequenz über Inconsequenz! Zwar mußte er sich selbst gestehen, daß die Zuneigung, welche ihn gegen Theresen bei Beobachtung ihres Wirkens be-

schlichen hatte, noch lange nicht das Gefühl war, mit welchem er an Marianen hing. Häuslichkeit, Offenheit und Zutrauen hatten ihn bestochen, und er hielt für Liebe ein Gefühl, was weit von dieser entfernt war, und nur den Namen Freundschaft verdiente. Auch wenn er an Natalien dachte, so drängte sich mancher Seufzer aus seiner Brust hervor. Einen plötzlich überraschenden Eindruck hatte die Amazone auf ihn gemacht, aber jetzt bei kalter Ueberlegung gestand er sich oft, daß Nataliens Portrait aus seinem Herzen verdrängt würde durch das Andenken an die glücklichen Stunden seiner ersten jungen Liebe. Dazu kam noch, daß er bei seinen Gedanken an die Zukunft auch auf sein vergangenes Leben zurückblickte, und nun mit dem Facit dieser Rechnung nicht zu Stande kommen konnte.

Zweites Kapitel.

Das waren also die Betrachtungen, die unserm Freunde am Abend in jenem Wäldchen, wohin wir ihn begleiteten, aufstießen, und denen er sich ganz hingab. Wilhelm war durch die vielen Ereignisse, mit denen seine Lehr- und Wanderjahre ausgestattet waren, besonnener geworden, die zunehmende Reife seines Alters und Verstandes hatte ihn kälter und in seinem Urtheile zurückhaltender gemacht; jedoch hatte die Welt und das Treiben in derselben, manche ihrer Irrthümer und Mängel auf ihn übertragen, und obwohl er manche durchschaute und das Fehlerhafte einsah, so glaubte er doch, daß

es so und nicht anders seyn müsse, wenn die Menschen in diesem cultivirten und ausgebildeten Zustande fortdauern wollten, und wenn das gesellige Band der Staaten fortbestehen und wohlthätig auf die Unterthanen wirken sollte. Mit diesem Glauben schlichen sich auch allmählig diese Irrthümer bei ihm ein.

Sein Sinn für Poesie und für die Schauspielkunst bestand nicht mehr in jener heißen Leidenschaft, er glühte nicht mehr für dieselbe, wie der Jüngling für den Gegenstand seiner ersten Liebe; nein, es war bei ihm diese Leidenschaft zu einer stillen, besonnenen und gewissen Regeln unterworfenen Neigung geworden. Ein schönes Gedicht machte auf ihn noch immer Eindruck, aber er gerieth durch dasselbe nicht in Entzücken, sondern er bemühte sich auch, das Schöne aufzufinden, den Regeln anzupassen, und sogar die Form einer kritischen Untersuchung zu unterwerfen.

Auf diese Weise fand er denn Manches bei zunehmender Reife seines Verstandes und seiner Urtheilskraft nicht ganz so gut, was ihm früher so erhaben geschienen und was er für das Höchste gehalten hatte. Er fand zugleich, daß nicht immer der Meister vollkommene Werke schaffe, daß Vieles zuweilen mangelhaft, oder ganz und gar mißrathen sey.

So bekam er denn nach und nach ein ziemlich richtiges und scharfes Urtheil; der Name des Künstlers spornte ihn nur an, in seiner Kritik strenger zu seyn. Bei dem Meister war er bemüht, Fehler aufzusuchen; beim Jünger oder Anfänger in der Kunst trachtete er das Gute aufzufinden und sich desselben zu freuen, wenn es auch noch so verborgen lag.

Die Aufführung eines guten Schauspiels machte ihm noch immer viel Vergnügen; es war ihm lieb, wenn der Künstler

Beifall verdiente und ihn erhielt, er setzte sich manchmal im Gedanken an dessen Stelle und freute sich innig, wenn der Schauspieler nach seinem Sinne die Rolle aufgefaßt hatte, und in den Geist des darzustellenden Charakters eingedrungen war. Es ward ihm jedoch immer klarer, wie der größte Haufe dieser Künstler weniger aus reinem Kunstsinn, aus tief im Innern herrschender Neigung, als aus minder reinen Beweggründen zur Fahne der dramatischen Kunst geschworen habe. Manchen warb die Eitelkeit, der zu erhaltende Beifall, das Aufsehen im Publiko an; andere verleitete das leichte, angenehme Leben, und ein großer Theil sah es als den letzten Zufluchtsort nach manchen überstandenen Lehr- und Wanderjahren an. Wenige, nur sehr Wenige waren die Auserwählten, die mit reinem Sinn für die Kunst, ohne andere Nebenzwecke, ohne andere Beweggründe, als

Neigung und Talent, sich ihr gewidmet hatten, und diese lernte Wilhelm als in ihrem Berufe wirksame und nützliche Menschen achten.

Auch ihn, so glaubte er früher, hatte Neigung und Talent auf die Bretter geführt, — allein später, als er die Welt und das Leben kennen lernte, ward ihm die Ueberzeugung, daß er es vielleicht in dieser Kunst zu etwas Vollkommenem würde gebracht, und ein angenehmes, sorgenfreies Leben geführt haben; jedoch hätte ihm die wahre Begeisterung dazu gemangelt, zumal es ihm so wenig schwer wurde, einen Beruf aufzugeben, auf den er all' sein Heil und Glück gesetzt hatte.

Drittes Kapitel.

Die Kühle des Abends nöthigte unsern Freund zur Heimkehr. In sich gekehrt, wenig achtend auf die reizende Landschaft, welche der blasse Mond beleuchtete, und immer noch in Fortsetzung der Gedanken vertieft, welche wir ihn im Wäldchen aussprechen ließen, gelangte er zur Stadt. Sonst, wenn er das Geräusch floh, und sich in die Einsamkeit mit seinen Freunden begab, kehrte er immer fröhlichen Muthes zurück; denn er hatte entweder Betrachtungen mit seinen Gesellschaftern angestellt, unter denen ihm die Zeit angenehm verging, und wobei er die Annehmlichkeit der freien und schönen

Natur ganz genoß, oder er war durch seine Freunde über sich, über das Leben oder über die Kunst belehrt worden.

Anders war es heute. Der Gedanke an die Zukunft, die Betrachtung und Recapitulation der Vergangenheit, endlich das in seinem Andenken wieder auflebende Bild Marianens hatte eine solche Schwermuth in ihm erzeugt, daß ihm die Einsamkeit, in der er selbst in der geräuschvollen Stadt sich befand, ihm nur noch unbehaglicher wurde.

Sein Freund Werner hatte ihm mehrere Empfehlungen an Kaufleute des Orts geschickt, bei denen er einer freundlichen Aufnahme gewiß seyn konnte. Bisher hielt ihn der Gedanke ab, davon Gebrauch zu machen, daß die Freundschaft, mit der man ihm entgegen kommen würde, doch nur eine durch Handelsverbindung oder durch vortheilhafte Geschäfts-Speculationen erkaufte sey. Er hatte auf seiner ganzen Reise nie

von solchen Empfehlungen Gebrauch gemacht, wenn ihn nicht Umstände, Geldverlegenheit dazu gezwungen hatten. Dieser Grund fiel jetzt weg, indem er sich mit seiner Kasse in guter Ordnung befand; aber die Einsamkeit, oder besser, das Alleinleben, hatte jetzt für ihn so etwas Drückendes, daß er beschloß, am andern Morgen von seinen Empfehlungsbriefen Gebrauch zu machen.

Seine Wohnung befand sich in einer der lebhaftesten Straßen und dies diente ihm heute einigermaaßen zur Zerstreuung. Er öffnete das Fenster, und schaute auf das bunte Gewühl hinunter; freute sich der anscheinenden Geselligkeit dieser Leute, indem sie Gruppenweise theils von Spaziergängen zurückkamen, theils eben ihre Geschäfte verlassen und den schönen Abend genießen wollten.

Alles schien fröhlich bei dem herrlichen Wetter, und nur hie und da schlich ein

Einzelner, der an dem allgemeinen Frohsinn keinen Antheil nahm. Wilhelm bedauerte ihn und sich, den er in derselben Lage fand. Er hätte sich so gern an irgend einen frohen Kreis angeschlossen, um nur seine trüben Gedanken, seine Schwermuth los zu werden. Das Gewühl nahm ab, es wurde stiller und stiller. Die Menge verlor sich, selbst der Geschäftsmann, der einsam mit verschränkten Armen tief in Gedanken versunken vorbei wandelte, kehrte jetzt in seinen häuslichen Kreis zurück, und genoß wenigstens den Abend ruhig im geselligen Verein.

Die Schwermuth unseres Freundes vermehrte sich. „O! wie glücklich," rief er aus, „ist derjenige, der sich einer freudigen Thätigkeit, eines nützlichen Wirkens bewußt, nach überstandener Arbeit und Sorge in den Kreis der Seinen zurückkehren kann, wo ihm ein liebendes Weib und muntere

Kinder entgegen ſpringen! O Wilhelm! Wilhelm! wirſt du je dieſe reellen Freuden genießen? Die Jünglingsjahre ſind bei dir vorüber, du biſt Mann — doch wo iſt die nützliche Thätigkeit, der du dich ergeben? Du haſt manches gelernt, biſt die halbe Welt durchzogen, und kehrſt nun heim, um zu finden, daß das ſchönſte Glück nicht weit zu ſuchen iſt, daß es — in dir ſelbſt liegt. Die Welt hat Anforderungen an deine Kräfte, an deine Talente; die Natur hat Anſprüche an dich, du biſt Vater — ſey es ganz. Werde nützlicher Bürger und ein liebender Vater. Fremden haſt du dein Kind anvertraut, laß es zurückkehren, werde wieder, was du ihm früher warſt, bevor du noch wußteſt, daß es dein eigenes Kind, das Vermächtniß deiner Mariane ſey. Zolle der Welt deinen Tribut, indem du ein nützliches Mitglied der Geſellſchaft wirſt, — und — wahrlich! deine

Freunde werden dich glücklich preisen, die Welt wird dich segnen, und deine Lehr- und Wanderjahre werden das Gute gehabt haben, daß sie einen solchen Entschluß in dir erzeugt, und dich fähig zu einer weisen Ausführung gemacht haben." —

Dieses Selbstgespräch ermuthigte unsern Freund, und ein lieblicher Traum zeigte ihm in voraus, wie glücklich und zufrieden ihn ein häusliches Leben machen werde.

Viertes Kapitel.

Am andern Morgen nahm Wilhelm die Empfehlungsschreiben vor, und durch das Loos erwählte er sich dasjenige, von dem er zuerst Gebrauch machen wollte.

Nachdem die Zeit, zu der man solche Besuche abstattet, herangekommen war, verfügte sich unser Freund zum Kaufmann Strahl, von dem er schon gehört hatte, daß er eins der reichsten Häuser in der Residenz ausmache.

Er war sehr begierig, den Mann mit seiner Familie kennen zu lernen, die Art und Weise zu erfahren, wie dieser Geschäftsmann den Fremden, aber ihm Empfohlenen,

entgegen käme, und er hoffte aus dieser Bekanntschaft noch manche angenehme Stunde während seines Aufenthalts, sobald nur Strahl zur Hälfte dem Charakter entspreche, mit welchem ihn der Ruf ausgestattet hatte.

Ein großes, zierliches, aber doch dauerhaftes Gebäude im neuen Style wurde ihm als die Wohnung des von ihm gesuchten Kaufmanns bezeichnet. Das Haus selbst zeugte von der Wohlhabenheit und zugleich von der Ordnungsliebe des Besitzers. Ein buntes Gewühl war im Flure des Hauses. Männer, wie es schien, aus allen Ständen, waren hier versammelt, um mit dem Kaufherrn Geschäfte zu machen, oder von ihm sich Aufträge zu erbitten. Auch Wilhelm ließ durch einen Bedienten des Hauses sein Empfehlungsschreiben übergeben, und sich zugleich anmelden.

Nicht lange dauerte es, so führte ihn der Bediente in das Comptoir, welches

einen angenehmen Anblick ihm gewährte. Hier war die Geschäftigkeit zu Hause, und viele fleißige Hände regten sich. Zu beiden Seiten des Comptoirs saßen die Gehülfen in emsiger Thätigkeit. Der Kaufherr verließ seinen Schreibtisch und kam aus dem Hintergrunde gegen Wilhelm hervor.

„Seyn Sie mir willkommen! Herr Meister," begann er, „ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen zu zeigen, daß ich der Freundschaft und Handelsverbindung des Herrn Werner werth bin. Ihren Aufenthalt hieselbst Ihnen so angenehm als möglich zu machen, so viel als meine Geschäfte es erlauben, wird mein eifrigstes Bestreben seyn." — Er reichte ihm bei diesen Worten die Hand, und schien ihn ganz so zu behandeln, als einen alten Bekannten. „Sie erlauben, lieber Freund!" rief er plötzlich, „ich bitte Sie, mir zu folgen; meine Familie wird sich die Freiheit nehmen, Sie bis

zu Tische zu unterhalten, denn ich erwarte, daß Sie heute mein Gast seyn werden. Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie meiner Familie für jetzt überlasse, aber Sie wissen wohl — Geschäfte gehen allen übrigen Dingen vor." — Er führte unsern Freund eine Treppe hoch zu seiner Familie, die man so eben beim Frühstück antraf.

Mit Freundlichkeit kam ihm die Gattin des Kaufherrn mit ihren beiden Töchtern entgegen, und nöthigte ihn, Platz und Antheil zu nehmen an Ihrem in der That frugalen Frühstücke. Der Mann beurlaubte sich bei Wilhelm mit den an seine Frau gerichteten Worten: „Der Herr ist heute unser Gast." —

Die Gattin des Kaufherrn war ein munteres, rüstiges Weibchen, doch schon ziemlich bei Jahren. An der Reinlichkeit ihres Anzugs, an der Sorgfalt, mit der auch die Töchter gekleidet waren, endlich sogar an

dem geschmackvoll, doch häuslich eingerichteten Wohnzimmer erkannte man die sorgsame Hausfrau.

Das Schreibespinde, welches sich in der Stube befand, war offen, und schien unserm Freunde ein kleines Haushaltungs-Comptoir. Rechnungen, Bücher, Alles aber in gehöriger Ordnung lag auf demselben, und eine kleine Bibliothek schmückte den obern Theil des Schrankes. Wilhelm war neugierig, diese Büchersammlung näher zu betrachten, und erbat sich dazu die Erlaubniß der Hausfrau.

„Sie werden sich wahrlich," meinte dieselbe, „an diesen Büchern nicht ergötzen, welche mir und meiner Familie jedoch von vielem Nutzen sind. Sie finden theils ökonomische, theils Koch-, theils Haushaltungsbücher vor, und ich wende manches von dem, was ich in diesen Büchern lese, nach genauer Prüfung, in meinem Hause und

in meiner Wirthschaft mit Vortheil an; doch glauben Sie deshalb ja nicht, daß bloß eine solche Lektüre in unserm Hause geduldet sey; ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen unsere kleine Handbibliothek zu zeigen und ersuche Sie, sich gefälligst einiges daraus zu nehmen, und darin nach Gefallen zu blättern, indem Geschäfte mich und meine Töchter einen Augenblick Ihrer angenehmen Gesellschaft entziehen."

„Madam," erwiederte Wilhelm, „wenn ich Ihnen nur im Geringsten lästig bin, so ersuche ich Sie, mich zu entlassen."

„Ich bitte recht sehr, mein Herr," entgegnete die Hausfrau, „daß Sie bleiben, und sehe mich genöthigt, Ihnen zu eröffnen, daß in unserm Hause Alles nach der Uhr geht. So wie mein Mann unten im Comptoire das Ganze übersieht, jedem seine Arbeit anweist, und selbst mit Hand anlegt; in eben solchem Gange ist das Geschäft der

Haushaltung, das bei einer so großen Anzahl thätiger Personen auch bedeutend seyn muß, hier oben. Die älteste Tochter führt das Regiment der Küche, die zweite sorgt für die Ordnung des Hauses und ich — helfe so hie und da, wo es etwas zu arbeiten, zu bessern, oder zu unterrichten giebt."

Die Töchter empfahlen sich, und auch die Mutter ging mit dem Versprechen, ihre Geschäfte zu beschleunigen und bald wieder zu kommen. Bevor sie aber unsern Wilhelm verließ, öffnete sie eine Tapetenwand, und er fand eine wohl eingerichtete, mit Sorgfalt geordnete Bibliothek.

Fünftes Kapitel.

Als Wilhelm sich allein befand, griff er nicht sogleich nach den Büchern, um daraus den Geschmack und die Bildung der Hausbewohner zu erkennen. Nein — er dachte erst im Stillen nach über das Glück eines so thätigen Lebens, als er es hier vor Augen sah. Er schien hier in eine Provinz versetzt, ähnlich der pädagogischen, nur mit dem Unterschiede, daß diese bloß für die Ausbildung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten sorgt, jene dagegen das Gelernte zum Nutzen der Menschheit anwendet. In der Gattin des Kaufherrn glaubte er das Vorbild Theresens zu finden, und er

nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit Theresen von dieser wirthschaftlichen Frau zu schreiben, und eine Verbindung zwischen zweien, so gleich für die wahre Oekonomie empfänglichen Wesen herbeizuführen. Was die Töchter anbetrifft, so hatte er bei der kurzen Bekanntschaft dieselben nur oberflächlich betrachtet. Beide waren keine ausgezeichneten Schönheiten, und mußten einen um so geringern Eindruck auf unsern Freund machen, als die Frauenzimmer, mit denen er in seinen Lehr- und Wanderjahren zusammengetroffen war, und die durch ihre plötzliche, unerwartete und oft phantastische Erscheinung unsers Freundes Interesse sich erwarben. Wir dürfen uns nur an Marianen, an Philinen, an Natalien erinnern — und wir finden, daß der Anfang dieser Bekanntschaften jedesmal als ein unerwartetes, dem poetischen Gemüthe Wilhelms zusagendes Ereigniß sich ankündigt.

Welchen Eindruck mußte nicht die schöne Mariane von der Bühne herab auf unsern, fast nur in der dramatischen Kunst lebenden Freund machen, und wie sehen wir diese Liebe in dem Jünglinge mit dem Eifer für die Kunst zunehmen? —

Auf seiner Reise gelangte er ferner nach einem kleinen Landstädtchen, er steigt vom Pferde und ist im Begriff nach dem Gasthofe zu gehen; — siehe! da nahet ein Mädchen, und bietet dem Fremden Blumen an. Er kauft einen Strauß, sieht sich die Straßen an und erblickt im gegenüber liegenden Hotel ein allerliebstes schelmisches Gesicht, welches auch des Fremden Person mustert. Da schickt plötzlich das schöne Vis-à-Vis ein Bürschchen unserm beobachtenden Wilhelm mit der Bitte zu, die Hälfte der Blumen ihr zu senden. Mußte nicht dieser Auftritt, diese pikante Situation, das einladende Gesichtchen, und das Angenehme,

ein solches Abentheuer auf der Reise zu bestehen, unsern Wilhelm ganz und gar an die Schöne fesseln? Auf solche Weise entspann sich die Bekanntschaft mit der leichtfertigen Philine.

Sehen wir endlich, wie unser Freund verwundet im Walde daliegt in Philinens Schooß und Mignon zu seinen Füßen. Plötzlich erscheint dem aus der Ohnmacht sich Erholenden die Amazone, wie ein Wesen höherer Welten; sie sorgt für ihn und verschwindet so schnell, als sie erschienen. Wer will unserm Freunde verargen, daß diese Erscheinung in seinem Herzen und in seiner Phantasie zurück blieb, daß das Bild der Retterin sich lebhaft ihm einprägte? —

So könnten wir fortfahren, und aus unseres Freundes Lehr- und Wanderjahren zeigen, wie die meisten seiner weiblichen Bekanntschaften stets einen überraschenden Eindruck auf ihn machten. Hier erblickte er

nun zwei weibliche Wesen, Abbilder der Mutter, im stillen Kreise ihres Hauswesens, und im Begriff, so prosaische Dinge, wie Küche und Haus, zu bestellen. Er machte sich darüber Vorwürfe, daß er die Töchter des Hauses so wenig beachtet hätte, und er nahm sich vor, die Bescheidenheit und Häuslichkeit derselben einer nähern Prüfung zu unterwerfen.

Um sich einigermaaßen zu zerstreuen, ging er an die Bibliothek und untersuchte den Inhalt derselben. Die vaterländischen Classiker standen in guter Nachbarschaft bei den vorzüglichsten schönwissenschaftlichen Werken der Franzosen, Engländer und Italiener. Die Namen der Verfasser zeugten von dem guten Geschmacke des Ordners dieser Bibliothek. Jetzt versprach sich unser Freund erst recht angenehme Unterhaltung von der Gesellschaft, die er bei Tische erwartete; denn sobald diese Bücher, wie es

wahrscheinlich war, die Lektüre der Familie ausmachten, so mußte auch ihre Bildung eben so vorzüglich seyn, als ihre Häuslichkeit und Ordnungsliebe.

Er durchblätterte einige Bücher und hatte kaum den Wunsch im Stillen gehegt, die Hausfrau möge doch bald zurückkommen, als dieselbe wirklich erschien, und den Gast ersuchte, in ihrer Gesellschaft den Garten und die Fabrikgebäude zu besuchen.

Sechstes Kapitel.

Auch der Garten überzeugte unsern Wilhelm von der Sorgsamkeit und dem Fleiße der Bewohner. Das Angenehme verband sich hier mit dem Nützlichen; Blumen und Küchengewächse wechselten ab; englische Parthien, Lauben und Obstalleen standen in herrlicher Ordnung durch den großen Garten. Die Reinlichkeit des Spazierweges, die Eintheilung der Beete, die Sorgfalt, mit der Lauben und Alleen geordnet waren, — Alles überraschte unsern Freund und gab ihm Stoff zu mancherlei Gesprächen mit der Hausfrau. Sie führte ihn endlich nach den Fabrikgebäuden und zeigte in Erklärung der

sich darbietenden Gegenstände, Maschinen u. s. w., von denen Wilhelm früher wenig oder gar nichts gewußt hatte, so mannichfaltige Kenntnisse, wie sie unser Freund nur bei einem tüchtigen Fabrikherrn vermuthen mußte.

Mehrere hundert Menschen waren in diesen Gebäuden beschäftigt, und ernährten sich und oft noch Frau und Kinder von dem Erwerbe. Jetzt erst lernte Wilhelm den bedeutenden Einfluß des Handels auf das Wohl der Staaten kennen; zwar konnte ein Krieg oder ein Bankerott so vielen Leuten plötzlich ihren Erwerb, ihren Nahrungszweig nehmen, und sie hülflos machen, jedoch glaubte er, ein tüchtiger Kaufmann mit scharfem Ueberblick, der nicht leichtsinnig spekulire, könne das jedesmalige Unglück voraussehen und verhüten.

Die Wanderer gelangten jetzt auch zu den Wohnungen der Fabrikleute, die reinlich

und nett eingerichtet waren. — Da ertönte plötzlich eine Glocke. Mit dem Schalle derselben strömten aus allen Gebäuden Diener, Arbeiter und Handlanger. Jung und Alt eilte in die Wohnungen; Wilhelm fragte seine Begleiterin um die Ursache dieses seltsamen Schauspiels.

„Es ist Essenszeit," entgegnete sie, „das zeigt die Glocke an, und nun eilt Alles zu Tische, um sich von der gethanen Arbeit zu erholen, und zur neuen zu stärken. — Und auch wir werden unsere Tischgesellschaft versammelt finden." — Sie nahm unseres Freundes Arm und ging mit ihm nach dem Wohnhause.

Die Tischgesellschaft war beisammen, in einem freundlichen Eßsaale, dessen Fenster nach dem Garten zugingen, der Wilhelm einen so überaus vortheilhaften Begriff von der Häuslichkeit und Ordnung dieser Familie beigebracht hatte. Alles, was er

sah und hörte, vermehrte sein Staunen. Ziemlich stark war die Tischgesellschaft und bestand außer der Familie in mehrern alten und jungen Leuten, die in dem Comptoir des Herrn arbeiteten.

Am meisten interessirte unsern Freund ein ältliches Gesicht unter diesen Leuten, das er glaubte, schon irgend einmal so wie im Fluge gesehen zu haben, und er beschloß, sich darnach näher zu erkundigen, sobald sich eine schickliche Gelegenheit finden würde. Der Kaufherr führte unsern Wilhelm an die Seite seiner Frau und seiner ältesten Tochter, wo er Platz nehmen mußte. Nachdem die Hausfrau sich gesetzt hatte, folgte die übrige Gesellschaft nach.

Man unterhielt sich während des Mahles auf's Beste, und Wilhelm unterließ nicht, dem Wirthe seinen Beifall zu bezeigen, über das rege Leben in seinen Fabrikgebäuden, über die Thätigkeit seiner Haus-

genossen, und über die Ordnung aller Gegenstände.

„Mein lieber Meister," sagte Strahl, „unsere Geschäfte, wie unsere Erholungen, richten sich nach der Uhr, und wir fühlen uns dabei sehr glücklich. Lachen Sie nicht, beobachten Sie uns nur, und Sie werden sehen, mit welcher Genauigkeit Alles bei uns zugehen muß. Jedem ist sein Platz angewiesen, Jedem sein Geschäft. Aller Kräfte wirken nun vereint und beleben so durch Ordnung in den verschiedenartigsten Geschäften die ganze Maschine. Alles geschieht gemeinschaftlich, und so ist Jeder fleißig bei der Arbeit, indem Alles um ihn her in voller Thätigkeit lebt, und fröhlich genießt er in Gemeinschaft mit Andern die Erholungs- und Feierstunden. Nur auf diese Weise ist es mir möglich, die Geschäfte bequem zu übersehen und meine Anordnungen zu treffen." —

Wilhelm wünschte sehr gern, das Gespräch auf literarische und Kunstgegenstände zu bringen, um die Töchter mit in die Unterhaltung zu verflechten. Er ergriff die Gelegenheit, als der Wirth mit einem seiner Leute über Geschäfte sprach, und wandte sich zu seiner Nachbarin, indem er ihr gestand, er habe sich gefreuet, solch' eine herrliche Sammlung klassischer Werke der gebildeten Nationen Europa's in ihrer Bibliothek vorzufinden, und was ihn noch mehr in Erstaunen setze, sey, daß alle Werke im Original und keine Uebersetzungen vorhanden wären.

Siebentes Kapitel.

„Ich bin sehr zufrieden," entgegnete Hortensia, die Nachbarin unseres Freundes, „daß ich durch die Erziehung, welche meine Eltern mir gaben, so weit gekommen, daß ich so ziemlich die Schriftsteller, welche Sie in unserer Bibliothek finden, im Originale lesen, und bis auf die schwierigen Stellen auch verstehen kann, denn nichts ist mir von jeher unleidlicher gewesen, als die Uebersetzung eines klassischen Werks zu lesen."

„Jedoch," unterbrach Wilhelm, „müssen Sie mir einräumen, daß manche recht gute Köpfe es unternommen haben, die vorzüg-

lichsten Werke fremder Nationen zu übersetzen, und — daß es ihnen geglückt ist. Nehmen wir z. B. die Uebersetzung des Shakespeare von Schlegel, die des Ariost von Gries, die der Alten von Voß, so werden Sie mir doch eingestehen müssen, daß dies vortreffliche Arbeiten sind." —

„Ich theile," sprach Hortensia, „die Uebersetzungen in zwei Classen, in die der freien Nachbildung des Originals und in die der treuen Wiedergebung desselben ohne Rücksicht auf Harmonie und Wohllaut unserer Sprache. Die Uebersetzungen ersterer Art, welche mir den Namen Uebersetzung, im eigentlichen Wortverstande, nicht zu verdienen scheinen, können Meisterwerke seyn, jedoch hat der Autor alsdann bloß die Gedanken, den Sinn des Originals aufgefaßt, und giebt diesen nun in seiner eigenthümlichen Weise, und in seiner Muttersprache wieder. Hierbei wird ihm das Lob der gu-

ten Ausführung zu Theil, obwohl die Idee des Ganzen ihm nicht angehört. Ist die Anmuth des Originals erreicht, sind die Ideen des Verfassers in ein uns angenehmes Gewand vom Uebersetzer gehüllt, so nehmen wir keine Rücksicht darauf, ob er den Worten des Originals treu geblieben."

„In dieser Classe werden sich wenig vorzügliche Werke vorfinden," entgegnete Wilhelm.

„Vor einiger Zeit," so fiel Hortensia unserm Freunde ins Wort, „las ich mit einer guten Freundin Manso's Uebersetzung des Tasso mit vielem Vergnügen. Manso kümmert sich wenig um den Text seines Originals, ist jedoch in den Geist des trefflichen Dichters so ziemlich eingegangen, und liefert uns eine eigene Schöpfung, die, obwohl noch unvollendet und nicht ganz feh-

lerfrei, doch mannichfache Schönheiten enthält, und gewiß keinen Leser unbefriedigt lassen wird." —

Wilhelm hatte bei seiner Beschäftigung mit der italienischen Literatur den Manso wohl gelesen, aber ihn wegen seiner so wenig treuen Wiedergebung des Originals verworfen; jetzt bekam er plötzlich durch Hortensiens Meinung eine ganz andere Ansicht von diesem Werke, und er mußte sich gestehen, daß er die wohlklingenden Verse jenes Dichters oft zwar gerühmt, aber das Werk selbst einer weitern Beachtung nicht würdig gehalten hatte, eben weil er von der irrigen Idee ausging, eine Uebersetzung müsse treue Wiedergebung des Originals seyn. „Nun," sprach er zu Hortensien, „so werden Sie doch wenigstens dem treuen Uebersetzer auch sein Lob widerfahren lassen, der bemüht ist, seiner Nation in der ihr bekannten Sprache die Schönheiten eines fremden Pro-

dukts und einer fremden Sprache mitzutheilen?!"

„Als Grammatiker," meinte Hortensia, „mögen sie Lob verdienen, und darüber vermag ich nicht zu urtheilen; als Künstler scheinen sie mir aber des Lobes weniger würdig, denn der Eindruck, den die Schönheiten des Originals auf uns machen könnten, wird zu sehr geschwächt durch die Unbehülflichkeit, womit diese treuen Uebersetzer unsere Sprache fremden Regeln anzupassen suchen. Jede Sprache vergleicht Engel in seinem Briefe Mäzens mit einem musikalischen Instrumente, und mit Recht. Durch Uebertragung der Noten eines Instruments auf das andere läßt sich zwar die Melodie herstellen, aber, wenn Sie ein rauschendes Allegro auf dem Pianoforte spielen, würden Sie nicht mit Widerwillen dasselbe auf der Guitarre hören. Eben so verschieden, wie die Instrumente in der Wirkung auf das

Gehör, ist der Charakter einer jeden Sprache. Bleiben wir bei diesem Gleichnisse, und wenden es nun auf die Uebersetzung eines Kunstwerks aus einer Sprache in die andre an, so können wir den treuen Uebersetzer dem Musiker gleich stellen, der die Melodie eines Instruments auf ein anderes überträgt. Ob aber der Geist, der Charakter des einen Instruments oder der einer Sprache sich auf ein anderes Instrument oder in eine andere Sprache verpflanzen lasse, wage ich zu bezweifeln."

„Wenn Du es gütigst erlaubst, liebe Schwester," fing plötzlich Emilie an, die, ohne bisher in die Unterhaltung sich einzulassen, doch im Stillen daran Theil genommen hatte, „so hast Du noch eine dritte Classe von Uebersetzungen vergessen; ich meine solche, in denen der Verfasser einige Stellen wörtlich herbetet, andere aber als freie Nachbildungen ausführt."

„Sehr recht, liebe Emilie; diese Werke verdienen wegen ihres schwankenden Charakters gar keine Beachtung, und leider! ist ihre Zahl Legion!“

Achtes Kapitel.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verfloß die Tischzeit. Man stand auf und Jedes ging wieder an sein Geschäft. Wilhelm beurlaubte sich von seinem Wirthe und mußte versprechen, recht oft, so lange er sich noch in dieser Stadt aufhalten würde, die Familie zu besuchen. Er sagte gern zu, denn er versprach sich aus diesem Umgange noch manche vergnügte Stunde. Die Töchter des Hauses waren durch ihre Bildung, Bescheidenheit und Häuslichkeit ihm gleich lieb geworden, und er fühlte, wie glücklich sein neuer Freund Strahl im Besitz solcher Gattin und solcher Töchter seyn müsse.

An der Thüre begegnete ihm ein ältlicher ernster Mann, den manches Unglück schon, nach seinem Aeußern zu schließen, heimgesucht haben mußte, und dessen Gesicht schon beim Eintritt in den Eßsaal unserm Freunde als bekannt auffiel.

„Herr Meister," begann der Alte, „darf ich Sie wohl bitten, mir Ihre Wohnung zu bezeichnen, und eine Stunde zu bestimmen, in der ich Sie dort sprechen kann, denn wichtige Nachrichten habe ich Ihnen mitzutheilen." —

Wilhelm bezeichnete ihm seine Wohnung, versprach, ihn gegen Abend zu erwarten, und bat ihn um seinen Namen.

„Heute Abend sollen Sie Alles erfahren," versetzte der Alte, „jetzt rufen mich Geschäfte. Auf Wiedersehen!" und mit diesen Worten ließ er unsern Freund allein.

Wilhelm, der sehr leicht von den Dienern des Hauses den Namen des ihm so

interessanten Alten hätte erfahren können, versparte sich doch diese Entdeckung bis auf den Abend, indem er hoffte, die Neugierde werde ihn bis dahin genugsam beschäftigen. Und so war es auch wirklich. So großen Eindruck auch die neuen Bekanntschaften, vorzüglich die Unterhaltung Hortensiens und Emiliens auf ihn gemacht hatte, so trat derselbe doch in den Hintergrund gegen das sonderbare Ereigniß, das ihm bevorstand. Er dachte hin und her, ging zurück bis in seine Kinderjahre und konnte immer nicht das flüchtige Bild des Alten in den Rahmen seines Lebensgemäldes einpassen.

Um sich etwas zu zerstreuen, besuchte er, da es noch gerade Zeit dazu war, das Theater. Man gab eine Oper. Wilhelm, der bisher wohl ein Freund der Musik und des Gesanges war, denn oft schlich er ja heimlich zu dem Harfner, um bei dessen Gesang und Harfenspiel sich den sanftesten

und wehmüthigsten Gefühlen zu überlassen. Wie oft hatte ihn nicht seiner Mignon, seiner lieben Mignon Gesang angenehm überrascht; doch welchen Effekt eine schön executirte Oper auf den Freund der verschwisterten Künste, der Dichtkunst und Musik, mit welcher Gewalt ein wohlbesetztes, mit wackern Künstlern angefülltes Orchester auf das Gemüth zu wirken im Stande ist — das war ihm neu. Wie sehr wurde er aber überrascht durch die gelungen ausgeführte Musik, durch den herrlichen Gesang und durch die musterhafte Darstellung von Gluck's Iphigenia. Neue Gefühle, neue Empfindungen hatte diese Oper in unserm Freunde erregt und er war wie verzaubert, als der Vorhang fiel und das Stück zu Ende war. Noch hörte er die lieblichen Laute, noch tönten die Instrumente in sanften und rauschenden Melodien in seinem Innern. Sein Herz war voll des genossenen Vergnügens. Diese

Empfindungen waren ihm neu. Er mußte eingestehen, daß eine solche Musik, so vorgetragen, ein solcher Gesang einen gewaltigen Eindruck zu machen und die Gemüther heftig anzuregen im Stande sey.

Ihn würde nichts aus diesen Betrachtungen und Empfindungen heute gestört haben, wenn nicht ein anderes Ereigniß mit Beziehung auf sein Leben ihm noch entgegen getreten wäre. Als er nach Hause kam, warf er sich auf das Canapé, und ließ seinen Gefühlen freien Lauf.

Bald nach seiner Heimkehr trat auch der Mann herein, der ihm so wichtige Entdeckungen mitzutheilen vorgab.

Neuntes Kapitel.

In einen weiten Mantel gehüllt, trat gemessenen Schrittes der Erwartete in Wilhelms Zimmer, und unserm Freunde kam jetzt in diesem Mantel die Erscheinung noch bekannter vor. Der unheimliche Gast warf den Mantel ab, und setzte sich zu Wilhelmen auf's Kanapé. Ein herbeigerufener Markör brachte Wein und Gläser und entfernte sich. Jetzt, nachdem der Alte sich erholt hatte, fing er seine Erzählung an, und Wilhelm, dem die Sache immer interessanter zu werden anfing, horchte begierig auf.

„Gram, Unglück und Reue haben mich weit den Jahren vorauseilen lassen," begann

der Fremde. „Halten Sie nicht für Mährchen, was ich Ihnen jetzt erzählen werde, und ich selbst werde Ihnen schon bekannter werden, sobald Sie nur erst meinen Namen gehört haben.“ —

„In der That,“ entgegnete Wilhelm, „Ihrer Gestalt erinnere ich mich in diesem Mantel noch dunkel aus einer frühern Zeit; doch so viel ich bisher schon gesonnen habe, ich kann nicht darauf kommen, und werde mich freuen, in Ihnen einen alten, vielleicht ganz vergessenen Jugendbekannten, wieder zu finden. Die mannichfaltigen Schicksale, welche mich auf meinen Wanderungen betroffen, haben das Andenken an frühere Begebenheiten, wenn auch nicht verlöscht, jedoch in den Hintergrund zurück gedrängt.“

„Ich führe Sie,“ fuhr der Unbekannte nach einer Pause fort, „in Ihre frühesten Jahre zurück, wo Sie noch in Ihrer Vaterstadt lebten; zu Ihrer ersten Liebe zu

Marianen kehre ich zurück. — Sie wußten damals noch nicht, in wie naher Berührung wir zusammen standen; auch ich liebte, wenn ich ein sinnliches Gefühl, das mich damals zu dem liebenswürdigen Geschöpfe führte, so nennen darf — auch ich liebte Marianen. Barbara, Sie erinnern sich wohl derselben noch, hatte mir das Mädchen zugeführt, und trotzend auf meine Reichthümer, auf die Geschenke, die ich der Geliebten und ihrer Duenna machte, hielt ich mich für den einzig beglückten Liebhaber derselben. Die Sachen haben sich geändert. Der Reichthum, wie die Geliebte, ist für mich verloren. Sie erkennen in mir gewiß nicht mehr Ihren ehemaligen Nebenbuhler, die Ursache Ihrer Trennung von Marianen, mit einem Worte — Sie vermuthen gewiß nicht in mir den ehemals so begüterten Kaufmann Norberg."

„Norberg!" rief Wilhelm und sank auf

das Sopha zurück. Jetzt wurde ihm die Gestalt mit dem Mantel klar; er erinnerte sich deutlich des verhängnißvollen Abends, wo er Norbergs Brief in Marianens Tuch gefunden, wo er die im Mantel gehüllte Gestalt aus der Wohnung seiner Geliebten kommen sah. In seiner Phantasie lebten die ersten merkwürdigen Scenen seiner Liebe wieder auf und er seufzte tief.

„Ja, ich war dieser Norberg," fuhr der nun bekannte ehemalige Nebenbuhler fort; „jung und reich, glaubte ich erkaufen zu können eine Liebe, die Ihnen bestimmt war; doch meine Schuld war es nicht, ich kannte Ihr Verhältniß zu Marianen nicht, erfuhr es erst später durch Barbara, und sah nun ein, wie bitter ich getäuscht war. — Das Schicksal hat mich herum geworfen hier und dorthin, neue Abentheuer ließen mich bald Marianen vergessen, ach! ich mußte auch nur zu bald einsehen, daß meine Reichthümer

dahin geschmolzen waren, daß ich Alles vergeudet, leichtsinniger Weise vergeudet hatte. Jetzt kam die Reue zu spät, ich hatte nichts mehr, — doch wozu Sie ermüden mit den verworrenen und unglücklichen Schicksalen eines Leichtsinnigen, — Gram und Reue nagten an meinem Innern und färbten meine Haare weiß, das Unglück lief meinen Jahren voraus und machte mich zum Greise. Hier endlich, nach manchen überstandenen Stürmen, gelangte ich in den Hafen der Ruhe; in dem Handlungshause Strahls fand ich einen Zufluchtsort und lebe, zurückgezogen von der Welt, nun meinem Kummer. — Doch das Alles interessirt Sie nicht; ich habe eine wichtige Nachricht Ihnen mitzutheilen, und es gewährt mir in meinen Leiden noch Trost, Andern Glück verkünden zu können. — Barbara hat Sie belogen, — Mariane, Ihre geliebte Mariane, lebt!" — Wilhelm lächelte. — „O lachen Sie nicht,

glauben Sie ja nicht, daß ich, um vielleicht Ihre Freundschaft zu erlangen, Ihnen Mährchen erzähle; ich führe einen Talisman bei mir, der alle Zweifel, die in Ihrem Innern gegen mich und meine Nachricht entstehen können, zu bekämpfen im Stande ist." — Bei diesen Worten zog Norberg einen Brief aus der Tasche und gab ihn unserm Freunde. „Lesen Sie und Sie werden die Wahrheit meiner Aussage bestätigt finden." —

Zehntes Kapitel.

Mit Hast ergriff Wilhelm den Brief. Ein Strahl der Hoffnung fiel in seine Seele und belebte ihn. Schon früher, als Barbara zu ihm in's einsame Zimmer trat und mit der Nachricht von Marianens Tod ihn erschreckte, glaubte er nicht daran, denn es schien ihm unmöglich, daß das Schicksal so hart gegen ihn verfahren, und ihm das Liebste so plötzlich rauben könne; doch die gescheite Alte wußte den Jüngling zu hintergehen, und er wurde endlich überzeugt durch ihre heuchlerische Rede, Mariane sey dahin. Was Barbara zu diesem Verfahren bewogen, warum sie den Geliebten ihrer

Mariane täuschte — das wird uns aus dem Briefe, den Norberg unserm Freunde gab, wohl klar werden.

Unser Freund zögerte. — Sie, die er so innig liebte, die er schon als todt beweinte — lebte; er sollte die Beweise davon so eben erhalten, was zögert er noch? — Ach! er konnte das Glück noch gar nicht fassen, er hielt es noch immer für einen schönen Traum, und glaubte nur zu bald zur kalten schrecklichen Wirklichkeit zu erwachen. Er öffnete und las. Der Brief war von Barbara an Norberg und lautete also:

„Lange wird's mit mir nicht mehr dauern, der Doktor, der an meinem Bette sitzt, und dem ich diesen Brief diktire, da ich nicht schreiben kann, giebt alle Hoffnung auf, und ich fühl's, bald ist es aus. Doch ich kann nicht sterben, ein Geheimniß liegt noch in meiner Brust vergraben, an den rechten Mann kann ich es nicht bringen; so

empfangen Sie denn das letzte Bekenntniß von mir, und tragen Sie Sorge, daß es an den rechten Mann, an Herrn Wilhelm Meister, den Geliebten meiner guten Mariane, kommen möge. Alles was ich in jener düstern Nacht von Marianens Schicksal und Tod erzählt habe, ist erlogen; ich that es auf Marianens Befehl, — doch, verdammen Sie mich nicht sogleich, hören Sie mein Bekenntniß an, und weinen Sie der alten Barbara, die doch manchmal Zeuge Ihres Glückes war, eine Thräne nach. Nachdem Sie uns verlassen hatten, zog Mariane und ich nach einem Theater, um dort Unterhalt zu suchen, denn nur zu bald war der Rest Ihrer Geschenke dahin. Dieses Unternehmen schlug fehl, wegen ihrer fortdauernden Kränklichkeit wurde Mariane nicht angenommen, und sah sich nun mit ihrem Kinde in die äußerste Noth versetzt. Der Gram, in ihres Wilhelms Augen als

eine Schuldige dazustehen, zehrte an ihrem Körper, und ich glaubte schon, ich würde das gute Mädchen bald zur Ruhe bringen können. Ich rieth ihr, einen Brief nicht an Sie — denn daß Sie selbst in der größten Dürftigkeit waren, wußte ich — sondern an Wilhelm zu schreiben. Hätte ich nur schreiben können, ich hätte es gewiß für mich ohne Marianens Erlaubniß gethan. Sie verwarf meinen Vorschlag. „Bin ich doch," rief sie, „in seinen Augen eine Verworfene, ach! und er kann in dieses Herz nicht schauen. — Kurz und gut, ich brachte sie endlich zu einer alten Verwandten von mir, die aber auch in so kümmerlichen Umständen lebte, daß Mariane endlich durch mich sich überreden lassen mußte, ihr Kind an Wilhelm zu schicken. Zugleich wünschte sie in seinen Augen gereinigt dazustehen, doch ließ ihre Scham nicht zu, ihm ihre traurige Lage zu schildern, und ich mußte ihr den

feierlichsten Eid leisten, ihrem Wilhelm die Nachricht ihres Todes, den sie selbst schon nahe glaubte, beizubringen. Wort habe ich gehalten. Was das Kind betrifft, so brachte ich es erst zu Aurelien, denn dort fand ich es gut aufgehoben, und wollte auch mich daselbst einige Zeit ernähren. Wilhelm kam mir zuvor, indem Aurelie selbst seinen Sohn ihm übergab. — Mariane ist also nicht todt, sie lebt. — So! Gott sey gedankt, jetzt ist es heraus. Viel Mühe hat es mir gekostet, das Alles so zu ordnen. Nun gebe nur der Himmel, Herr Norberg, daß Sie den rechten Mann, ich meine unsern Wilhelm, finden, damit er diese Nachricht erfährt. Ach! das gute Mädchen hatte ihn so lieb! Nehmen Sie sich Marianens an, sagen Sie Wilhelmen, er solle nicht mir fluchen, ich sey unschuldig. Und nun noch das Letzte, denn ich fühle, bald ist's mit mir vorüber. Marianens Aufenthalt müssen Sie noch er-

erfahren; sie lebt in — „Hier verschied die alte Barbara und konnte also ihr Bekenntniß nicht vollenden —" das hatte der Arzt noch darunter geschrieben."

Eilftes Kapitel.

Nachdem Wilhelm genugsam seine Freude über diese Nachricht von dem Leben Marianens durch Ausrufungen gezeigt hatte, wurde er ruhiger, und verlangte nun von Norberg den Aufenthalt derselben zu wissen, den Barbara nicht habe angeben können, den er aber gewiß schon würde ausgeforscht haben. Mühe hatte sich deshalb Norberg gegeben, unsägliche Mühe, aber leider vergebens; ihr Aufenthalt war nicht auszukundschaften. Barbara starb in einem nicht weit von Wilhelms Geburtsorte entlegenen Städtchen als Haushälterin jenes Arztes, der den Brief geschrieben, und an Norberg

gesendet hatte. Der Arzt hatte nie von ihr erfahren in den zwei Jahren, welche sie seiner Wirthschaft vorstand, wo jene Mariane sich aufhielte, und auch unter ihrem Nachlaß fand sich nichts vor, was irgend nur auf eine entfernte Spur dazu führen könnte. Diese Nachrichten hatte Norberg aus dem Munde des Arztes, zu dem er selbst gereiset war, und theilte sie nun unserm Freunde mit, der darüber fast aus dem Himmel fiel, und sich bei seinem Schmerze nur mit dem Gedanken tröstete, daß sie ja lebe, und daß er sie gewiß noch finden würde.

Die zwölfte Stunde mahnte Norberg zum Aufbruch und er schied von Wilhelm nach einer herzlichen Umarmung.

Dunkel sind des Schicksals Wege. Zwei Menschen, die beide, ohne sich gekannt zu haben, sich eigentlich hassen mußten, waren durch die Theilnahme an dem Schicksale ein und desselben Geschöpfes Freunde

geworden. Den Norberg, den Wilhelm für den Mörder seines Glücks hielt, den er als beglückten Nebenbuhler haßte, dessentwegen er Marianen floh, sie ihrem Schmerz überließ, und so die wunderbare Verkettung seiner Schicksale herbei führte, den umarmte er jetzt als seinen Freund.

Der Schlaf floh heute sein Lager, und Mariane, nur Mariane, beschäftigte seine Phantasie. Die ganze Welt, seine Freunde, Alles war für ihn in diesem Augenblick nicht da, und wäre Natalie jetzt zu ihm getreten, er hätte ihr doch nur zurufen können: „meine Mariane lebt!" Er wünschte in diesem Augenblick alle seine Freunde, die ganze Menschheit nach allen Himmelsgegenden ausschicken zu können, um sein Mädchen zu suchen. Erst gegen Morgen überwältigte ihn der Schlaf; denn sein durch so mannichfaltige Ereignisse aufgeregter Geist verlangte Ruhe.

Mit Recht wundern wir uns über den exaltirten Zustand unseres Freundes. Er, von dem wir selbst sagten, er sey besonnener geworden, er sey kein Jüngling mehr, er, der so eben mit kalter Ueberlegung alles betrachtete, gerieth nun in ein solches Feuer — doch der Funke seiner ersten heißen Liebe lag glühend unter der Asche seiner in Lehr- und Wanderjahren erlebten Schicksale verborgen; eines solchen Sturmwindes bedurfte es, wie ihn Norberg herbei führte, um diesen Funken zur hellen Flamme anzufachen. Wenn wir auch Wilhelmen weder Jahre noch Besonnenheit absprechen wollen, so war er doch kein gewöhnlicher Mensch, auf den bei reiferen Jahren ein solches Ereigniß gewiß weniger mächtig gewirkt hätte. Betrachten wir nur stufenweise seine Lehr- und Wanderzeit, und der feurige, jedem heftigen Eindruck offene Geist im Charakter unseres Freundes

zeigt sich überall, wenn gleich gemäßigt später durch Erfahrung und Alter.

Schien er nicht vom Schicksal gleichsam bestimmt, in einer stets vom Wunderbaren angefüllten Sphäre zu leben? Mußten nicht Ereignisse, wie die Erscheinung des Geistes im Hamlet, die des Harfners bei der Feuersbrunst, die im Thurme bei Lothario, endlich selbst Josephs Familie und die Wasserfahrten auf dem See bei Mignons Geburtsort, — sein Blut in Wallung bringen, seine Phantasie mit wunderlichen Bildern anfüllen, und den gewöhnlichen, besonnenen, ruhigen Menschen zu einem ungewöhnlichen, heftigen und schwankenden umformen?!

In dem Strudel des Schicksals hatte sich die Hitze abgekühlt und ist zu einer ruhigen Flamme geworden; nur ein solches Ereigniß war im Stande, diese Flamme zum lodernden Brande zu machen, doch —

nur zu bald wird auch er erſticken, und der vorige Zuſtand zurückkehren.

Das Andenken an ſeine erſte Liebe, die einen ſo gewaltigen Einfluß auf ſein ganzes Leben hatte, war die Urſach dieſes Brandes, und wer wollte unſern Freund ob dieſes Gefühls verdammen?! —

Zwölftes Kapitel.

Der Morgen fand unsern Freund ganz ruhig; er dachte mit kaltem Blute an die Ereignisse des vergangenen Tages; er erinnerte sich auch des Verhältnisses, in dem er zu Natalien stand, und beschloß nun nach reifer Ueberlegung, nichts zu übereilen; er wollte sich zwar Mühe geben, Marianens Aufenthalt zu erforschen, jedoch deshalb nicht wild alle Weltgegenden herumirren; wenn er sie dann fände, dann — doch was er dann thun wollte, das war bei ihm selbst noch nicht klar; er hoffte oder fürchtete alsdann von dem Zufalle Alles.

Wilhelm war jetzt wieder für die Freuden der Welt empfänglich, und da der Tag so schön war, beschloß er, die herrliche Umgegend der Stadt zu besuchen.

Auf seiner Wanderung gelangte er auch in einen öffentlichen Garten; da derselbe sehr reizend war, wollte er sich von der Hitze des Tages erholen. Der Garten war besucht, und Wilhelm ging durch die bunten Reihen, als ihn eine Hand von hinten faßte: „Sind Sie es wirklich, Herr Meister?!“ — Er wandte sich um, und erblickte den Baron, welcher ihn auf dem Schlosse des Grafen, als unser Freund noch mit Melina's Schauspielergesellschaft herum zog, in so besondere Protektion genommen, und oft mit ihm über Dichtkunst und Theater gesprochen hatte.

Nach den herzlichsten Begrüßungen führte ihn der Baron zu seiner Gemahlin, der Baronesse, die unsern Lesern gewiß noch von

jenen Vorfällen im Schlosse des Grafen aus den Lehrjahren Meisters bekannt ist. Sie sah kränklich aus und hatte sich fast so verändert, daß Wilhelm sie kaum wieder erkannte. Auch sie äußerte eine lebhafte Freude bei diesem Wiedersehen eines alten Bekannten, mit dem sie doch in so mannichfaltiger Berührung gestanden hatte.

Der Baron hatte die Absicht, nachdem er der Kränklichkeit seiner jungen Gemahlin halber viele Aerzte um Rath gefragt hatte, den seines Leibarztes zu befolgen, und eine ziemlich entfernte aber berühmte Heilquelle zu besuchen. Auf dem Wege dahin war er jetzt begriffen, und hielt sich nur erst seit gestern in der Stadt auf, wo er jetzt so zufällig mit seinem ehemaligen Günstling zusammen traf.

Nachdem man hin und wieder erzählt, der Ereignisse früherer Zeit gedacht und sich endlich ausgesprochen hatte, bat der Baron

unsern Freund, ihn und seine Gemahlin auf ihrer Reise zu begleiten, und versprach sich von seiner Gesellschaft, zumal sie später eine bedeutende Stadt im Süden Deuschlands besuchen wollten, manche angenehme Unterhaltung über sein Lieblingsthema. Die Baronin unterstützte ihres Gatten Bitten, und fügte noch hinzu, daß Wilhelm ihrem Bruder, einem jovialen, nur in seinen Ansichten über Kunst barock erscheinenden Officier, der mit von der Parthie sey, und nur jetzt sich in der Eile die hiesige Gemäldegallerie besehe, würde kennen lernen.

Da ohnedies unser Freund bald seinen Aufenthalt hieselbst verlassen wollte und diese kleine Ausflucht noch mitzunehmen gedachte, ehe er zu Natalien zurückkehre, so nahm er das Anerbieten der alten Bekannten an, welche darüber eine außerordentliche Freude äußerten.

Im Hintergrunde seines Herzens mochte

wohl bei unserm Wilhelm der Gedanke, ihn zur Annahme des Anerbietens angespornt haben, daß er hoffte, wenn auch nicht Marianen selbst zu finden, doch vielleicht etwas Näheres über ihren Aufenthalt zu erfahren.

Wir wollen diesen Beweggrund unseres Freundes weder loben noch tadeln, finden ihn aber seiner Gesinnung angemessen, und die Zukunft wird uns gewiß auch darüber aufklären.

Die Gesellschaft brach auf und beschloß des andern Morgens früh die weitere Reise anzutreten. Der Bruder der Baronin war, nachdem Wilhelm sie nach ihrem Gasthofe geleitet hatte, noch nicht angelangt, unser Freund mußte sich also diese Bekanntschaft bis auf morgen versparen. Er versprach, sich zu gehöriger Zeit einzufinden, und eilte hinweg, um noch von seinem neuen Freunde, dem Kaufmann Strahl, sich zu empfehlen, der ihn mit so zuvorkommender Güte em-

pfangen und aufgenommen hatte. Die ganze Familie bedauerte diese plötzliche Trennung, und ermahnte unsern Freund, bei seiner Rückreise ihr Haus nicht zu umgehen. Er dankte für die gütige Aufnahme, sagte die Rückkehr zu, und entfernte sich aus einem Hause, wo er so viele treffliche Menschen hatte kennen lernen, und wo er erst einen wahren Begriff von einer nützlichen Thätigkeit und von dem Glücke des häuslichen Lebens bekommen hatte.

An der Hausthüre fand er Norberg, der ihm die Hand zum Abschiede drückte; Wilhelm umarmte den unglücklichen Nebenbuhler, und flüsterte ihm die Worte zu: „Adieu, wenn ich Marianen finde, so werde ich für Sie sorgen, und ich verspreche, Ihnen Alles mitzutheilen." —

Auf dem Wege nach seiner Wohnung bemerkte er, daß sich seiner eine gewisse Rührung bemeisterte, indem er von einer

Familie scheiden mußte, die er zwar nur einmal zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, die ihm aber doch schon so lieb geworden war, daß er auf sich zürnte, nicht schon früher von seinem Empfehlungsschreiben Gebrauch gemacht zu haben. Wie viele Stunden, die ihm einsam und trübe dahin geschwunden waren, hätte er vergnügt in diesem Kreise dann verlebt.

Der Rest des Tages beschäftigte ihn mit Vorbereitungen zur Reise, und der Gedanke an Mariane, deren Bild nun heller in seine Seele strahlte, da er mit dem Endzweck diese Reise antrat, Nachforschungen ihretwegen anzustellen, beschäftigte ihn selbst noch im Schlafe, und gaukelte ihm die anmuthigste Zukunft im Traume vor.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Ein im geselligen Leben nicht nur heiterer, sondern auch ausgelassener Mensch schien durch Wahrnehmungen aus seinem frühern Leben unserm Freunde wenig gründliche Bildung zu verrathen. Das Gegentheil war ihm noch nicht aufgestoßen. Weder dem Baron Fritz noch Philinen konnte er Charakter zuschreiben, und er fühlte seine Ueberlegenheit über diese beiden Leute. Oft lachte er zwar über ihre Späße und über Fritzens drollig historischen Weisheitskram, jedoch wenn er sich nur an die höhern Ansichten, die er vom Leben hatte, erinnerte, so verwandelte sich dieses Lachen in ein fast mit-

leidiges Lächeln. Er hegte durch diese Beispiele ein gewisses Vorurtheil gegen Leute, denen er ein zu leichtes Temperament zuschreiben mußte.

In dem Bruder der Baronin stieß ihm ein neuer, dem Aeußern nach Fritzen und Philinen ähnlicher Charakter auf. Von seinem Vorurtheil geleitet warf er ihn in die Klasse jener, und bedauerte schon auf dieser Reise, von dem Manne, auf dessen Bekanntschaft er begierig war, nur fade Witze hören zu müssen. Ernst, der Bruder der Baronin, kam unserm Wilhelm mit Freundlichkeit entgegen, und seine ersten Worte an Wilhelm waren Ermahnungen, ja keine Grillen im Wagen zu hegen, sondern lustige Abentheuer und Fahrten von seinen Wanderungen aufzutischen.

„Aus meinem Leben," entgegnete Wilhelm, „werde ich Ihnen Weniges, was diesen Ihren Erwartungen entsprechen könnte,

mitzutheilen im Stande seyn. Mich zu bilden durch die Welt und in der Welt, war der Endzweck meiner Reise, und nur, was sich darauf bezog, suchte ich auf, von komischen, lächerlichen Abentheuern blieb mein Leben daher so ziemlich frei." —

„Bildung und Bildung," versetzte Ernst, „das ist bei Euch ernsthaften Leuten immer das dritte Wort. Ihr bildet und bildet, und vergeßt am Ende bei diesem Bilden die eigentliche Bildung und werdet so verbildet. Nein! da lobe ich mir einen lustigen Kopf, und so ernsthaft auch mein Name ist, so habe ich mir fest vorgenommen, ihm Schande zu machen, und wenn es meine Familie erlaubt, so laß ich mich noch heute eher als morgen umtaufen. So viel merke ich aber schon, mein gebildeter Herr Reisekumpan, wir werden nicht besonders harmoniren; doch will ich mir alle Mühe geben, Sie für meine Fahne zu gewinnen.

Ein Gläschen Sekt, ein heiteres Gespräch, soll Sie schon bilden."

„Ich zweifele sehr, ob diese Mittel bei mir anschlagen," sprach Wilhelm, das „Leben hat meinen Charakter in dieser Hinsicht zu fest geformt, und dann ist auch die Jugend bei mir vorüber; der feste Stamm läßt sich nicht so leicht beugen, wie das junge Bäumchen."

„Anno," fiel Ernst ihm in's Wort, „Anno — nun ich weiß nicht gleich das Jahr, thut auch weiter nichts zur Sache, soll ein weises Buch von einem weisen Manne geschrieben worden seyn, woraus ich mir nur diese Regel gemerkt habe. Niemand ist so alt, daß er nicht noch lernen könne — und, wahrlich! der Mann hat Recht, und ich verfechte seinen Satz." —

„Da Sie zum Beweise Ihrer Behauptung," entgegnete Wilhelm, „eines Citates sich bedient haben, so erlauben Sie mir,

Ihnen auf ähnliche Weise zu antworten. Göthe sagt: Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann." —

„Ich bitte Sie um Gottes Willen, Herr Meister, bleiben Sie mir mit Göthen weg!" —

„Wie, mit Göthen?" fiel Meister entrüstet ein; „Sie vergöttern also nicht diesen Helden?" —

„Verstehen Sie mich doch nicht unrecht," entgegnete Ernst, „ich verachte Göthen keineswegs, nur gilt er mir nicht bei unserm Streite als competenter Richter, und was Sie da von Vergöttern reden, so muß ich Ihnen leider bekennen, daß ich nicht zu diesen Anbetern gehöre. Ein Dichter, der seine Helden sich aus Liebe todt schießen läßt u. s. w. u. s. w., der ist nicht mein Mann, ha ha ha! Wie können Sie nur Geschmack an einem Werther finden? — Nein! davor bewahre mich der Himmel,

aus Liebe erschieße ich mich wahrhaftig nicht. Sie müssen aber auch wissen, mein Herr Vergötterer, daß, obwohl ich ein leichter, fröhlicher Mensch bin, ich doch wenigstens Charakter habe; denn Sie werden mich stets so und nie anders finden; was aber sagen Sie zu Ihrem Werther? Hat er Charakter, und was ist sein Charakter? — Gar keinen zu haben, — nicht wahr?" —

„Wenn ich Ihnen auch einige Fehler in der Charakterschilderung des Helden einräume," meinte Wilhelm, „so müssen Sie doch die überaus zarte Darstellung, die rührende Zeichnung von Lottens Häuslichkeit als ein Meisterwerk betrachten."

„Ja, manches," entgegnete Ernst, „ist recht hübsch geschrieben, aber — ach! die Thränen treten mir unwillkührlich in die Augen, wenn ich an die Scene denke, wo Lotte ihren niedlichen, aber etwas beschmutzten Geschwistern mit zarter Anmuth und

holder Grazie die Butterbemmen reicht. Ich habe einmal von einem dicken Bäcker gehört, der bei dem Lesen dieses Buchs, an dieser Stelle ordentlicher Weise bedeutende Thränen soll vergossen haben." —

„Sie spotten," entgegnete Wilhelm, „über die zarte Kindlichkeit der Darstellung." —

„Ach das Kindliche lasse ich passiren, nur muß es nicht in's Kindische ausarten, dann, ja dann hilft es nichts, und wenn es selbst Ihr Göthe ist, ich muß ihn auslachen!"

Zweites Kapitel.

Der Postillon blies und mahnte zur Abfahrt. Man stieg in den Wagen und bald hatten unsere Reisende die Stadt im Rücken. Durch die reizenden Gegenden fuhr die Gesellschaft dahin, und endlich mußten sie durch die Gebirge selbst den Weg nehmen. Dieser Anblick war unserm Freunde nicht neu, er hatte ja fast die ganze Welt durchzogen, und manchen Berg bestiegen, und ein majestätischeres Schauspiel erblickt, als er hier erwarten konnte. Im Wagen, als der Weg ebener wurde, setzten Ernst und Wilhelm das Gespräch nicht fort, vielmehr erinnerte die Baronin, mit ihrem Schooßhündchen spie-

lend, unsern Freund an die Scenen im Schloß, und knüpfte daran die Erzählung der Schicksale des Grafen.

Dieser hatte eine Herrnhuter-Colonie gestiftet, und fand sein ganzes Glück in der Aufsicht dieser Untergebenen, und in Ausübung der Frömmigkeit. Er erinnerte sich nur noch dunkel seines frühern Lebens, glaubte ein Held unter den Stiftern der Religionssekten zu seyn, und hatte für nichts mehr Sinn, als für seine Colonie und für seine Gebete. Sogar fromme Bücher schrieb er für seine Colonisten, und so konnte ihn denn jetzt nichts Zeitliches mehr anregen. Ueber den Tod seiner Gattin, die an einem Uebel des Herzens gestorben, war er ganz beruhigt, „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen," — diese Worte rief er bei der Todesnachricht aus. Die gute Gräfin hatte lange leiden müssen, und wurde das Opfer einer ungeschickten Operation.

Wilhelm hörte mit Aufmerksamkeit diese Erzählung, und konnte sich nicht eines schmerzlichen Seufzers bei der Todesnachricht der Gräfin enthalten. Er wünschte ihr, die er oft in aufgeregter künstlerischer Stimmung zu lieben geglaubt hatte, die er aber immer noch achten mußte, im Stillen eine sanfte Ruhe. Am meisten wunderte er sich, daß weder die Baronin noch ihr Gatte das Gespräch auf Jarno zu bringen suchte, da er wohl wußte, daß sie besondern Antheil auf dem Schlosse an ihm genommen hatte, und daß der Baron sich oft mit ihm über künstlerische Gegenstände in Wortwechsel eingelassen hatte, weil ihre Ansichten über einzelne Dichter ganz von einander abwichen.

Auch der Graf, bevor er noch durch die Erscheinung auf seinem Zimmer zu seinen frommen Ideen gekommen war, hatte sich oft mit Jarno gestritten. Er hielt die

Franzosen für die Schöpfer der Tragödie nach dem Muster der Alten. Corneille, Racine, Voltaire, waren seine Götter, er verglich sie mit Sophocles und Aeschylus, und Molieren setzte er kühn an die Seite des Plautus und Terenz, ja zog ihn sogar diesen vor. Gegen alle diese stellte Jarno seinen Shakespeare und behauptete keck, daß er diese insgesammt bei weitem übertreffe. Von den vaterländischen Dichtern schienen beide wenig zu halten.

Wilhelm suchte alles Mögliche hervor, um den Baron auf Jarno zu bringen, und da endlich nichts wirkte, so fing er selbst von ihm an. Er erzählte, welchem Studium sich jetzt derselbe gewidmet habe, und wie er unter dem Namen Montan herumschweife und Steine sammele.

„Das sieht ihm ähnlich," rief der Ba„ron, mir war dieser Jarno von jeher verhaßt," — daß er es der Baronin nicht ge-

wesen war, sagte die Röthe, die jetzt ihre blassen Wangen überzog, da das Gespräch auf ihren ehemaligen Freund kam; — „mir war er von jeher verhaßt," rief also der Baron, „nicht wegen seiner närrischen Liebe zu den Engländern, — nein, nur wegen der Arroganz, mit der er seine Meinung Jedem aufzudringen suchte, und sich selten im Gefühle seines Uebergewichts darauf einließ, seinen Gegnern durch klare Beweise ihre Irrthümer aufzuklären. Jetzt kann er seinen Shakespeare in den Felsklüften studiren, dort wird ihm Niemand widersprechen. —

Drittes Kapitel.

Ernst trieb während dieses Gesprächs seinen Spaß mit den Vorübergehenden oder dem Postillon und lächelte nur zuweilen bei des Barons Aeußerungen. Gegen Mittag wurde in einem kleinen Orte Halt gemacht, und, da hinter dem Wirthshause ein schöner Garten war, beschloß die Gesellschaft dort einige Stunden zu verweilen, und das Mittagsmahl einzunehmen. Die Anstalten dazu waren bald gemacht; man lagerte sich und Ernst brachte aus dem Wagen den köstlichsten Sorgenbrecher, mit dem Ausrufe: „Hier ist Sekt!“ —

Das Wetter war der Gesellschaft günstig

und verschönerte das Angenehme des ländlichen Mahles.

„Ich weiß," begann der Baron zu Wilhelm, „ich weiß sehr wohl, daß Sie durch Jarno's Vermittelung mit Shakespeare bekannt geworden sind; ich wage jedoch bei Ihrer Vorliebe zu diesem großen Britten an Sie die Frage: warum sollen wir bei fremden Nationen suchen, was wir doch selbst besitzen? Ist unser Ludwig Tieck nicht ein treuer Nachahmer Shakespeares und müssen wir nicht als seine Landsleute lieber zu ihm, als zu jenen unsere Zuflucht nehmen?" —

„Sie nennen," entgegnete Wilhelm, „Tieck einen Nachahmer Shakespeares, ob aber derselbe ein treuer und glücklicher Nachahmer sey, muß ich bezweifeln." —

„Wie," rief der Baron, „wenn Sie seinen Oktavian, seinen Fortunat, die heilige Genoveva lesen, müssen Sie nicht eingestehen, daß er vollkommen seinem Vor-

bilde nachgeeifert hat. Setzt er sich nicht über die Regeln hinweg? Führt er die Charaktere nicht gleich seinem Muster durch, mahlt er nicht gleich ihm die Leidenschaften?"

„Gestatten Sie," versetzte Wilhelm, „daß ich Ihnen diese Fragen ausführlich beantworte. Die Regeln des Aristoteles beschränken den Dichter auf Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung, und manches Genie scheiterte schon an diesen drei Klippen. Die Franzosen, welche diesen Regeln sich noch heutiges Tages unterwerfen, liefern Tragödien, die, wenn wir sie in unsere Sprache übertragen, wohl als poetisches Kunstwerk ergötzen, in der Ausführung jedoch die schrecklichste Langeweile machen würden. Shakespeare setzt sich über diese Regeln hinweg, dagegen geht er von dem Grundsatze aus, ein Drama soll Charaktere und Handlungen enthalten. An die Stelle

der drei Einheiten des Aristoteles setzt er die eine des Charakters. Seine Personen stellt er mit der lebhaftesten Wahrheit den Zuschauern vor Augen, aus ihren Handlungen lernt man ihren Charakter erkennen, und mit welcher Klarheit und Energie läßt er die Leidenschaften von Stufe zu Stufe steigen!! — Sehen wir jetzt auf Tieck; auch er setzt sich über die Regeln hinaus und bindet sich weder an Einheit des Orts, noch der Zeit oder Handlung, aber was mehr? Betrachten wir nur seine Helden, — wie lächerlich erscheinen sie uns, wie wenig ist ihr Charakter durchgeführt. Leidenschaften mahlt der Verfasser zwar, aber sie sind ungeregelt und gar nicht motivirt; die bedaurungswürdigste ist unstreitig die des Dichters selbst, den Shakespeare nachahmen zu wollen. Der Britte läßt uns zugleich das ganze Panorama seines Werkes vor Augen erscheinen, doch nichts ist umsonst da, die

unbedeutendste Person hat Charakter, und gehört zum Ganzen. Was thut dagegen sein unglücklicher Nachahmer? Er hat an einer Handlung nicht genug, eine zweite oder dritte sogar flechtet er in das Gewebe der Haupthandlung ein, doch so, daß sie als ein für sich bestehendes Ganze gelten kann. Was bezwecken z. B. die Scenen des Waldbruders mit der Pilgerin in seinem Schauspiel, „die verkehrte Welt," zur Haupthandlung? Nichts, sie stehen unnütz da, und der Verfasser hätte besser gethan, sie und sein ganzes Werk zu streichen."

Ohnfehlbar würde diese Unterhaltung, da der Baron oft Willens war, unserm Freunde in's Wort zu fallen, doch dieser im Eifer seiner Rede es nicht bemerkte, oder ihn nicht dazu kommen lassen wollte, noch heftiger geworden seyn, und Wilhelm hätte gern noch an irgend einem Stücke des großen Britten bewiesen, wie sogar die unbe-

deutendste Nebenperson des Gedichts einen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Handlung habe, wenn nicht Ernst in einem pathetischen Tone folgende Verse aus Tiecks Stabat mater recitirt hätte:

„An dem Kreuz die Mutter stande,
Schmerzen fühlt sie vielerhande,
Aufgelöst des Herzens Bande
Wie der Heiland überwande.
Kommt mit mir zum Sehnsuchtslande,
Ach! im Brande
Laßt die ganze Seele glühen,
Strahlen aus- und einwärts ziehen,
Liljen werden auch erblühen,
Nacht und Dunkel schüchtern fliehen,
Und ein Lichtkranz wird ersprühen
In dem Lande,
Wo das Kreuz in Thränen stande." —

Wilhelm lächelte, und selbst der Baron konnte sich nicht enthalten, theils über die Verse, theils über die spaßhaft trägische Declamation Ernst's zu lachen. Nun durfte

er es nicht mehr wagen, da er sich eben durch dieses Lachen geschlagen sah, den Streit von neuem anzufangen.

Ernst hatte also mit wenigen Zeilen einen Kampf geschlichtet, der unstreitig die Partheien noch lange würde beschäftigt, und vom Genusse des Mahls abgehalten haben.

Viertes Kapitel.

Man sprach jetzt fleißig dem von Ernst herbeigeholten Sekte zu. Dieser brachte allerlei Toast's aus, und vergaß dabei nicht dem schönen Geschlechte seinen Tribut zu, bringen. Er hatte den Wahlspruch Fallstafs angenommen, und sobald das Glas leer war, rief er: „Hol' de Pest alle feige Memmen — ein Glas Sekt!!" Der Wein öffnete die Herzen; man wurde immer fröhlicher, und würde gewiß noch nicht an den Aufbruch gedacht haben, wenn nicht der Wirth mit der Nachricht herbei gekommen wäre, die Pferde ständen bereits vor dem Wagen. Zugleich ließ auch der Schwager

sich vernehmen, und lockte durch die Töne seines Posthorns die Jugend des Städtchens um den Wagen. Man stieg ein und Ernst unterließ nicht, mit der versammelten Menge seinen Spaß zu treiben, und unter den Kindern Geld zu vertheilen.

Auch dieser Zug schien unserm Freunde eine neue Bestätigung seiner Vermuthung, daß Ernst in Hinsicht seines Charakters große Aehnlichkeit mit Philinen und Fritz habe, denn mit hellen Farben mahlte unser Freund sich in diesem Augenblicke die Scene in seiner Phantasie aus, wo er die Leichtfertigkeit und Freigebigkeit Philinens auf Spazierfahrten in seinen Lehrjahren kennen gelernt hatte. Aehnlichkeit des Charakters schien allerdings zwischen diesen Personen obzuwalten, gleichwohl konnte er nicht unterlassen, sich einzugestehen, daß sein Reisegefährte zuweilen durch treffende und witzige Bemerkungen sehr viel natürlichen Verstand

verrathe, und daß er ihm zu viel gethan habe, als er nach seinem ersten Zusammenseyn sich von jenem wohl fade Witze, aber keine Unterhaltung versprochen hatte.

Die Gesellschaft fuhr ab, und ohne das geringste Abentheuer langte sie, als der Tag sich zu neigen anfing, in einem kleinen Flecken an, der die lieblichste Lage von der Welt hatte. In einem Kessel lag das Städtchen, rings herum von hohen Bergen umgeben. Die Baronin machte den Vorschlag, hier den andern Morgen zu erwarten. In dem Wirthshause, welches ungewöhnlich voll von Reisenden war, fanden die Freunde ein reinliches Zimmer und gute Bedienung. Der freundliche Wirth tröstete die Gesellschaft wegen der Unruhe, die in seinem Hause herrsche, und als man sich darüber näher erkundigte, erwiderte er: „Meine gnädige Herrschaften, das da unten sind lauter Künstler; denn bei mir logirt

seit gestern eine ganze Compagnie Komödianten-Truppen, und heute wollen sie zum erstenmale ihre Faxen machen."

Das Wort „Faxen" nöthigte Wilhelmen ein Lächeln, und Ernsten ein lautes Lachen ab. Der Baron erkundigte sich beim Wirthe, ob die Schauspieler auch gebildete Leute wären, und was für Pieçen sie hauptsächlich aufführten.

Ernst umarmte den Wirth, so daß dieser dem Baron nicht Rede stehen konnte, und tanzte mit ihm im Zimmer umher. „Das giebt Spaß," rief er, „köstlichen Spaß! Allons, Herr Meister! Sie gehen doch mit?" — Jetzt ließ er den Wirth fahren, der, des Tanzes ungewohnt, gewiß der Baronin in den Schooß auf das Sopha gesunken seyn würde, wenn dieselbe nicht bereits an's Fenster gegangen wäre, um die vor der Thüre stehenden Schauspieler zu mustern. Der Wirth stolperte ganz sacht

auf's Kanapé. Nach einem Weilchen hatte er sich erholt, bat die Lachenden tausendmal um Verzeihung wegen seiner Unschicklichkeit im Tanzen, und empfahl sich mit vielen Verbeugungen, im Herzen preisend die Herablassung der gnädigen Herrschaften.

Die drei Herren redeten der Baronin zu, doch das Theater mit zu besuchen, denn man versprach sich einige Unterhaltung davon. Der Baron war nur begierig, ob man ein vaterländisches Schauspiel, ein Original-Stück aufführen würde.

Wilhelm gedachte seiner frühern theatralischen Laufbahn, und interessirte sich noch immer für jedes Theater, welches er kannte, oder von dem er hörte, daß es unter den vaterländischen Bühnen einen bedeutenden Rang behauptete. Hier versprach er sich nun zwar, schon nach dem Flecken zu urtheilen, nicht viel von der Kunst; es war ihm aber unmöglich, davon zurück zu bleiben.

Die Baronin lächelte und Ernst lachte übermäßig über den tollen Spaß, den es geben würde.

Plötzlich klopfte es, man rief herein. Die Thüre öffnete sich, und ein kleines dickes Männchen, etwas verwachsen, im galonnirten Staatsrocke, dem aber schon mehrere vergoldete Tressen Valet gesagt hatten, in Eskarpins, hoch frisirt mit Haarzopf, trat mit einigen demüthigen Verbeugungen herein. Alle erkannten sogleich an seinem Aeußern in diesem Helden einen Priester Thaliens, welcher also anfing: „Meine hochzuverehrenden Damen und Herren! Dero ergebenster Knecht kündigt sich als den Direktor des hier anwesenden Künstlervereins an, und wagt es demüthigst, Euer Gnaden zum Besuche unser heutigen Vorstellung einzuladen. Ohne viel Rühmens von meiner Gesellschaft zu machen, kann ich doch keck behaupten, daß sie zu den besten unserer

Provinz gehört. Die hohen Herrschaften werden erstaunen, Miracula rufen, und das Schauspiel gewiß nicht ohne Rührung verlassen, da besonders mein erster Held und meine Liebhaberin die Rührung absonderlich studirt haben, und es auf diese ganz allein absehen." — Hierbei überreichte er einen großen geschriebenen Zettel und empfahl sich mit tiefen Verbeugungen, nach dem die hohen Herrschaften versprochen hatten, sich von seiner Gesellschaft rühren zu lassen.

Als der Direktor das Zimmer verlassen hatte, lief Ernst ihm nach: „Mit dem Mann' muß ich Bekanntschaft machen, da versprech' ich mir viel Vergnügen!" rief er in der Thüre seinen Gefährten zu.

Fünftes Kapitel.

Der Baron und Wilhelm lasen jetzt den vom Lenker des Kunstvereins übergebenen geschriebenen Komödienzettel durch, welcher eine pomphafte Ankündigung von Agnes Bernauer enthielt. Ein rührendes, herzbrechendes, äußerst tragisches und zum Weinen eingerichtetes Trauerspiel wurde es darin genannt, und nach Aufzählung der Personen fand man noch mehrere kleine Bemerkungen, als da waren: „Fräulein Agnes wird alle ihre Kräfte anstrengen, und sich so produciren, daß sie unfehlbar dem verehrungswürdigen Publiko Thränen entlockt, auch werden die übrigen Personen Alles

aufbieten, die geneigten Zuschauer zufrieden zu stellen, zumal da diese Gesellschaft das hohe Glück gehabt hat, vor mehrern erlauchten Herrschaften in verschiedenen Städten, Marktflecken und Dörfern mit außerordentlichem Beifall aufzutreten." Am Schlusse waren noch die Bemerkungen: „Für passende Erleuchtung wird gesorgt, Rauchen ist erlaubt, Standespersonen zahlen nach Belieben, Erster Platz u. s. w." Anpreisungen der neuen Dekorationen waren nicht vergessen, und die Krone setzte diesem Zettel die Schlußanzeige auf, die mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Victualien werden zu dem kostenden Preise statt des Entreegeldes angenommen." — Beide lachten herzlich über diesen Zettel; der Baron freute sich aber doch, daß die Künstler wenigstens ein deutsches Originalstück aufführen würden, und, da die Zeit zum Theater herangekommen war, so führte der Wirth die

Herrschaften in ein Hintergebäude, ähnlich einer Scheune, wo diese Künstler ihren Tempel aufgeschlagen hatten. Großes Gedränge war am Eingange, indessen den hohen Fremden machte man Platz.

Unsere Standespersonen zahlten nach Belieben, doch zur höchsten Zufriedenheit des Direktors, der an der Kasse saß, und nicht aufhören konnte, Verbeugungen zu machen.

Die ehemalige, jetzt zum Tempel umgeformte Scheune war schon ziemlich mit Zuschauern angefüllt. Im Hintergrunde bemerkte man einen aufgehängten Bettvorhang, und die allgemeine Vermuthung der gespannt dasitzenden Menge ging darauf hinaus, hinter diesem Vorhange würde wohl das furchtbare Stück vor sich gehen. Für die Fremden standen gleich vorn an diesem Vorhange, hinter einer Bank, worauf bereits das Orchester, zwei blinde Musikanten

des Orts, Platz genommen hatten, vier große gepolsterte Stühle; man setzte und vergnügte sich an den überlauten Gesprächen der versammelten Zuschauer. Für passende Erleuchtung war, wie der Zettel besagte, bestens gesorgt, und nach ihr mußte das Stück in stetem Halbdunkel spielen, welches noch durch den Qualm weniger Dutzend Tabackspfeifen vermehrt wurde. — Doch, wir thun dem Direkteur Unrecht, siehe da! er kam selbst hinter dem Vorhange, nach einer Weile, da gewiß kein Zuschauer mehr erschienen war, und er unfehlbar mit eine Hauptrolle im rührenden Trauerspiele hatte, in seinem Ritterkostüm, der kleine Mann, hervor, und setzte noch dicht vor das Orchester, drei, sage drei kleine Lichter in gehöriger Symmetrie, empfahl sich mit einer Verbeugung gegen das Publikum, und ging denselben Weg, den er gekommen, zurück. Einen Souffleurkasten bemerkten un-

sere hohen Zuschauer nicht, und glaubten schon, daß bei diesen Künstlern das goldene Zeitalter eingetreten sey, wo jeder Schauspieler seine Rolle memorirt, und diesen unterirdischen Gedächtniß-Verlegenheits-Abhelfer zu entbehren im Stande ist. Doch sie sollten in ihren Erwartungen deshalb getäuscht werden.

Das Orchester begann mit einem Walzer, wahrscheinlich — um jetzt noch die Gemüther heiter zu erhalten, die doch unfehlbar durch die Vorstellung zur Rührung und zum Weinen gestimmt werden sollten.

Ein Schlag mit dem Hammer an ein Glas gab das Zeichen zum Anfang. Der Vorhang rollte auf, und das Stück begann. — Jetzt bemerkten unsere Reisenden, daß aus einer Seitendekoration, vermuthlich in Ermangelung eines Souffleurkastens, so laut soufflirt wurde, daß man bequem vor-

aussagen konnte, was der Schauspieler sprechen würde.

Wir würden gern die Aufführung dieses Trauerspiels beschreiben, wenn es der Zweck unseres Buches erlaubte; wir überlassen daher einem Jeden, sich diese Darstellung so tragisch, oder so komisch als möglich selbst auszumahlen, und haben nur unsere Augenmerksamkeit auf Wilhelm gerichtet.

Anfänglich schien er ärgerlich, daß die Kunst so herabgewürdigt wurde, aber nach und nach stimmte er in das Lachen des Barons und Ernst's mit ein. Zugleich machte er die Entdeckung, daß die Schauspielerin, welche die Agnes darstellte, ihm bekannt sey. Er erinnerte sich noch sehr wohl der Seiltänzergesellschaft, bei welcher er seine liebe Mignon zuerst gesehen hatte, und erkannte hier Landrinetten, die damals die Augen aller Männer auf sich zog, zwar

unter anderm Namen und bedeutend gealtert. Doch — die Stimme, die Figur, selbst die Züge waren ihm wohl bekannt, und er konnte sich nicht enthalten, dem Baron mitzutheilen, daß er diese Schauspielerin, die jetzt gleich einer Rasenden die kleine Bühne maß, und nach jeder Zeile, um die Wirkung zu vermehren, einen tiefen Seufzer ordentlicherweise ausstieß, in ihrer Blüthezeit als Seiltänzerin gesehen und bewundert hatte. Sie lachten herzlich darüber.

Das Publikum war in tragischer Stimmung. Die Seufzer der Agnes hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; die Tabackspfeifen gingen nach und nach aus, man hörte heftiges Schluchzen, und nach jedesmaligem Abgange belohnte die Künstlerin für die hervorgebrachte Rührung ein rauschendes Applaudissement.

Sechstes Kapitel.

Die Komödie war zu Ende. Der Direktor erschien, bedankte sich für den zahlreichen Zuspruch und kündigte die allerneueste Oper auf morgen an.

Da unsere Reisenden nicht Lust hatten, der Darstellung dieser Oper beizuwohnen, so reisten sie auch schon des andern Morgens früh ab, und Ernst hatte manche abentheuerliche Schnurre, die ihm der Direktor nach der Vorstellung bei einem Gläschen seines Lieblingsgetränks aufgetischt hatte, zu erzählen.

„Wenn wir," fing endlich Wilhelm an, „die Kunst, so wie hier, im Negligé sehen,

wie sollen wir da noch glauben, daß sie auf Moralität Einfluß zu haben, und die Sitten, wie die Cultur zu befördern im Stande wäre! Wenn wir die Ansicht Schillers in seinem Aufsatze über die Bühne, worin er behauptet, daß dieselbe tiefer und dauernder wirke als Moral und Gesetz, betrachten; so können wir doch nur annehmen, daß er sich darunter das Ideal einer Schaubühne, wie wir sie nicht besitzen, und nie besessen haben, dachte, sonst müßten wir ihn ja aus seinen eignen Schriften eines Widerspruchs zeihen können. Ist es nicht Schiller? der in einem ähnlichen Aufsatze sagt: „Wenn der teuflische Macbeth die kalten Schweißtropfen auf der Stirn, bebenden Fußes, mit hinschauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat. — Welchem Zuschauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? Und doch — welcher Macbeth unter dem Volke

läßt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, eh' er die That thut? oder seine Larve, wenn sie gethan ist?" — Er hat Recht. Leider steht das Theater, auch die dramatische Dichtkunst, seitdem Schiller dahin und Göthe ein Greis ist, noch auf einer niedrigen Stufe; und — werden wir es erleben, daß Deutschland jemals ein Nationaltheater aufzuweisen hat, das den Anforderungen entspricht, die Schiller in jenem Aufsatze daran macht?!" —

Die Baronin, welche sonst wenig an dergleichen Gesprächen Theil genommen hatte, fing plötzlich an: „Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß jedes Volk nur eine Periode hat, in welcher die Literatur in vollstem Glanze der Blüthe dasteht. Ist diese Periode vorüber, dann giebt es nur Nacheiferer, die das Vorbild oder Muster erreichen und nie übertreffen." —

„Sehr recht," nahm der Baron das

Wort, „wenden wir diesen Satz auf die Alten an. Die Dichtkunst bildete sich nach und nach, die Sprache wurde wohlklingender, es bildeten sich Regeln, und die Gefühle wurden verfeinerter, als plötzlich Vater Homer auftrat, und alle Andere weit hinter sich zurückließ. Er bildete die glänzendste Periode der Dichtkunst unter den Griechen. So stand Plato in der Prosa, Xenophon in der Geschichte, Aristoteles in der Philosophie, Sophokles in der dramatischen Poesie, und Demosthenes als Redner da. Das war die Blüthezeit der griechischen Literatur und mit ihr war auch das Höchste erreicht. Nacheiferer fanden sich in Masse vor, doch — die goldene Zeit war vorüber, und allmählig gerieth die Literatur in Verfall. Den Römern, die Alles von den Griechen entlehnten, blieb bloß das Feld der Satyre überlassen. Grammatiker und Kunstrichter standen zu gleicher Zeit mit Historikern auf,

doch bald war auch hierin das Höchste erreicht und alle Andere ahmten nur bald mit Glück, bald mit Unglück diese Muster nach. Diesen Satz könnten wir in eben dieser Art weiter ausführen in Beziehung auf Franzosen, Engländer und Italiener. Das würde uns jedoch zu weit führen, und wir wollen uns begnügen, noch einen kurzen Blick auf die Literatur unseres Vaterlandes zu werfen. Schiller, Göthe, Engel, Lessing, Ramler, Klopstock, Matthisson, Herder, Haller, Hölty, Göcking, Voß, Wieland, Bürger, gaben uns das goldene Zeitalter der Literatur. Die, welche ihnen vorangingen, waren nur Vorläufer dieser Heroen, die ihnen folgten, nur Nachahmer derselben. Liegt es etwa an dem Mangel an Genies? Ach nein! die Natur bringt diese zu allen Zeiten hervor; das Höchste wurde in jeder Gattung der Poesie schon erreicht. Können wir also noch etwas Vollkommeneres erwarten? Müssen wir

nicht vielmehr froh seyn, wenn die spätere Zeit den höchsten Vorbildern nacheifert? Nehmen wir aus dieser glänzenden Periode unserer Literatur das Drama, so finden wir es durch so verdiente Männer, wie Schiller, Göthe und Lessing, ausgebildet und zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Was leisteten dagegen Werner, Müller, Houwald, Körner, Grillparzer, Auffenberg, und eine Legion Anderer? Muß sich uns da nicht die Ueberzeugung aufdringen, auch die goldene Zeit in unserer Literatur sey leider vorüber. Es wird noch manches Gute gedichtet, aber halten wir es nur zu jenen Meisterwerken, so wird es bald in den Schatten zurücktreten müssen, da es das Licht dieser nicht ertragen kann." —

„Ich muß Ihnen," versetzte Wilhelm, „vollkommen Recht geben, wiewohl ich bedaure, daß sonach unsere Literatur täglich immer mehr und mehr verfallen muß." —

„Ihr närrischen Leute," fing Ernst an, „packt da Euere Gelehrsamkeit aus, nennt einen Schiller bei Göthen, erhebt diese zu den Wolken, und die armen kleinen Leutchen, die Müllners u. s. w. tretet Ihr so mit Füßen. Ihr schwatzt und schwatzt, und wißt bei Euerem scheinbar scharfsinnigen Gelehrtenkram doch nichts Rechts zu beweisen. Sagt mir doch nur mal, warum erhebt Ihr denn den Schiller et Consorten, und behandelt die andern armen Leute so en bagatelle? Was habt Ihr gegen Müllner, gegen Kotzebue, gegen Houwald? Mich wenigstens bringt Ihr nicht so leicht zum Schweigen, ich will alles klar bewiesen haben, und lasse meine Günstlinge nicht so unbarmherzig traktiren. Hu! die beiden Herren machen ja ordentlich finstere Gesichter, daß ich die Sache der kleinen Leute verfechte. Ja, ja, das hilft Euch nichts, nur heraus in die Schranken! Hol' de Pest

alle feige Memmen, ein Glas Sekt!" Und hierbei holte er aus der Seitentasche des Wagens ein Fläschchen und trank sich zu dem Kampfe Muth. „Da, Ihr Ritter, stärket Euch!" und auch seinen Gefährten reichte er den Rebensaft, welche sich nicht lange nöthigen ließen.

Siebentes Kapitel.

„Ich nehme Ihren Handschuh auf," sprach Wilhelm, „und wage es, gegen Sie die Vortrefflichkeit Schillers und Göthens vorzüglich in der dramatischen Poesie zu verkämpfen, und sollte ich Ihnen zu weitschweifig werden, so bitte ich Sie, fallen Sie mir in's Wort, und ermahnen Sie mich, bei der Sache zu bleiben. Von einem guten Drama verlangen wir Einheit des Interesse, eine Handlung und richtig durchgeführte Charaktere, dies sind die drei Haupterfordernisse hinsichtlich der Materie. In Rücksicht auf die Form soll der Dichter einen Plan gehabt, und das Gewebe selbst so angelegt

haben, daß man den Hauptzweck, den er vor Augen gehabt, leicht erkenne. Jede Scene, jedes Auftreten muß motivirt seyn in der Handlung; und endlich muß die Sprache dem jedesmaligen Charakter, der jedesmaligen Situation oder Leidenschaft angemessen und edel seyn. Legen wir irgend ein Schillersches Stück auf diesen Probierstein, so muß sich der Werth der Arbeit von selbst darthun. Unser ganzes Interesse in Maria Stuart ist auf das Schicksal der Heldin gerichtet, Elisabeth dient ihr nur zur Folie; die beleidigte Weiblichkeit dieser Königin der Britten, und ihr Stolz siegen über die Rücksichten und Vorurtheile der Welt und die Schwester führt den Gewaltstreich gegen die Schwester. Dieser Gewaltstreich, der Tod der Maria, ist die Handlung, und darauf concentrirt sich Alles. Schon beim Beginn des Stücks ahnen wir die Auflösung des Knotens. — Wirkt

Burleigh, wirkt Leiceſter durch ſein Schwanken, wirkt endlich Mortimer nicht Widerwillen durch ſein kühnes Wagſtück auf dieſes tragiſche Ende hin? — Maria erſcheint vor uns als Büßende, als Reuige, und glaubt die Strafe ihrer frühern Vergehungen jetzt zu leiden. Obgleich mannichmal noch das Weltkind in ihr ſich regt, obgleich ſie vergebens Befreiung aus dem Kerker ſuchte oder hoffte, ſo hört ſie dennoch mit Ergebung ihr Todesurtheil an. Das Meiſterſtück eines Dialogs iſt das Rencontre der Schweſtern, worin ſich Maria erniedrigt und kniend um Gnade fleht. Doch die Worte Eliſabeths — „als die gemein ſeyn für Alle" — läßt ſie Alles vergeſſen. Empört ſpringt ſie auf, ſtößt die bitterſten Reden aus, und beleidigt nicht allein die Königin, ſondern auch das Weib in der Königin. Eliſabeth verläßt entrüſtet die Raſende, und nun iſt ſicher Maria verloren.

Das darauf folgende Ereigniß, der Mordanschlag gegen die Königin, giebt dieser nur Veranlassung, den Tod, den sie der Feindin auf Fotheringhay im Innern schon geschworen, nun öffentlich mit Fug und Recht gegen sie vollstrecken zu können. — Der schwankende Charakter des Höflings Leiceſter —"

„Halt," fiel Ernſt unſerm Freunde in die Rede, „um Gotteswillen nicht weiter, ſonſt werden wir bis Abend nicht fertig. Ihnen geht das ſo alles von der Leber weg, und hätte ich jetzt nicht „Halt" gerufen, Sie hätten mir gewiß noch alle Charaktere in Maria Stuart bis auf Amias Paulet Davison, Okelly durchgeführt und aus einander geſetzt. Ich habe ſchon genug, und will Ihnen recht gern zugeben, daß Ihr Schiller ein großer Mann iſt. In Gottes Namen, ich habe nichts dagegen. — Nun gehen Sie aber weiter, zu Göthen, nur bitte ich Sie, nicht ſo viel gelehrtes Zeug

zu schwatzen, denn Unsereins ist darauf gar nicht eingerichtet." —

„Schiller," fuhr Meister fort, „zeichnet sich vor Allen durch die Erhabenheit der Darstellung aus; den größten Fleiß wendet er auf den Ausdruck und edel ist die Sprache, die seine Helden führen. Was Schiller durch die Erhabenheit der Darstellung auf unsere Phantasie wirkt, das wirkt Göthe durch Einfachheit und Wahrheit des Gefühls auf's Herz." —

„Da möchte ich," fiel Ernst ein, „nun gleich widersprechen, nämlich, was die Einfachheit, das Gefühl, das Herz u. s. w. u. s. w. betrifft, wenn ich nur die Sache so recht verstände. Mein Tage habe ich mich nicht viel auf's Critisiren und Recensiren gelegt, aber — warten Sie einmal — o göttlicher Gedanke! O unvergleichliches Gedächtniß! da fällt mir etwas ein, was Sie gleich aus dem Felde schlagen soll, mein

Herr Gelehrter. Ich bitte um Attention, meine Herrschaften. — Ernst räusperte sich und deklamirte:

Es war ein Knabe frech genung *),
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen,
Sie lacht' und weint' und bet't' und schwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da sie verschieden war,
Wird bang' dem Buben, grauf't sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.
u. s. w. u. s. w.

„O wie einfach," rief er ironisch lächelnd, „wie gefühlvoll, wie gemüthlich!

*) Göthe's Werke 1ster Band, Ged. S. 167.

Ha ha ha! Nein, gehen Sie mir mit Ihrem Göthe. Das ist ja niedrig und gemein. Wahrhaftig, wenn das eine Romanze seyn soll, so mache ich Ihnen täglich ein Schock dergleichen. Ha ha ha! Nicht war, den Göthe hab' ich studirt? Das ist nun schon das zweite Mal, daß ich Sie mit Ihrem göttlichen Göthe ad absurdum geführt habe." —

„Ich gehe," entgegnete Wilhelm nach einer Pause, in der Ernst sich von seinem Lachen erholt hatte, „von dem Grundsatze aus, daß selbst der größte Meister zuweilen etwas Mangelhaftes oder Schlechtes hervorbringen könne, und schließe nie ohne genaue Untersuchung von einem Werke des Dichters auf Alle. Nach dieser falschen Theorie hätten Sie denn allerdings Recht; doch warum suchen Sie gerade das Schlechte hervor? Hat nicht selbst Schiller Lustspiele geschrieben, bei denen kein Mensch je in

Versuchung gerathen wird, sie für Lustspiele, was sie doch eigentlich seyn sollen, zu halten. Hier bewegt sich der große Dichter in einer fremden Sphäre und versengte sich die Flügel. Zwar sind es nur Nachbildungen französischer Lustspiele, jedoch haben sie auch als solche nicht den geringsten Werth." —

„Das ist's ja eben," meinte Ernst, „er wollte den Versuch anstellen, ob er auch in dieser Gattung etwas zu leisten im Stande sey; als er aber sah, daß hier ihm sein Genie Gränzen vorgeschrieben, ließ er fein von seinem Vorhaben ab. Bei Göthen aber ist es ein ganz anderes Ding, denn die Romanze ist ja eben die Dichtungsart, in der er sich bewegen soll, vermöge der Eigenschaften, die Sie seinen Poesien zugeschrieben haben." —

Achtes Kapitel.

„Jetzt erlauben Sie mir, daß ich meine Helden verfechte," fuhr Ernst fort. „Ich meine nämlich Kotzebue, Müllner, Grillparzer und die andern bekannten Leute. Ein apodiktisches Urtheil zu fällen, getraue ich mir nicht zu; nur auf das, was Andere gesagt haben, auf die allgemeine Meinung des Publikums und auf mein Gefühl berufe ich mich. Kotzebue scheint mir ganz der Mann zu seyn, der das Publikum zu rühren und zu erheitern versteht. Was wären unsere deutschen Bühnen ohne Kotzebue? Die Künstler müßten betteln gehen, denn nur noch seine Dichtungen vermögen die

Menge zu locken. Ich sehe schon, Sie wollen mir den Einwurf machen, daß dasjenige nicht allemal gut seyn müsse, was der Menge gefällt. Nun, diesem Spruche lasse ich Gerechtigkeit widerfahren, muß Ihnen jedoch zugleich gestehen, daß, Sie mögen es mir nun glauben oder nicht, ich in Kotzebue's sogenannten rührenden Schauspielen, es klingt freilich komisch, mannichmal ordentlich geweint habe. In einem solchen Schauspiele habe ich oft mehr gerührte Zuschauer bemerkt, als in mancher Kirche Zuhörer." —

„Das ist das hauptsächlichste Verdienst Kotzebue's," entgegnete Wilhelm, „daß er so auf die Menge zu wirken verstand; aber um diesen Zweck zu erreichen, um solche Situationen herbei zu führen, vergeht er sich sehr oft an der Wahrheit der Charaktere, und diese werden alsdann um so weniger durchgeführt. Ganz dasselbe Verhält-

niß findet in seinen Lustspielen Statt; die Menge lacht, selbst der Gebildete muß unwillkührlich über die pikanten und komischen Gewebe lachen, mit denen der Dichter sein Stück angefüllt hat, doch sind selbst seine jovialen Charaktere wenig gehalten. Er wird noch lange der Liebling des Publikums bleiben, das zumal in jetziger Zeit, wo die Wuth französischer Lustspiele, Possen und Vaudeville's auf unsere Bühnen zu verpflanzen so überhand genommen, nur um so mehr den Mangel eines guten Original-Lustspiel-Dichters empfinden muß." —

„Sehen Sie nur," unterbrach Ernst, „ich bitte Sie, seine deutschen Kleinstädter. Zum Todtlachen ist es eingerichtet, und wenn ich Arzt wäre, meinen melancholischen und hysterischen Kranken verordnete ich keinen Tropfen Medicin, aber wohl den Besuch des Theaters, wenn diese drollige Krähwinkliade gegeben wird. Wahrhaftig, wenn

Kotzebue noch lebte, ich reiste zu ihm hin, und würde den Mann küssen wegen dieses köstlichen Stücks. — Lassen Sie uns jetzt zu dem tragischen Dichter Müllner übergehen, ich nenne ihn einen tragischen Dichter, denn das Schicksal scheint seiner literarischen Laufbahn ein tragisches Ende vorgeschrieben zu haben." —

„Bei diesem Helden ist weder von Charakter, noch Handlung, noch Einheit des Interesse die Rede. Ein Schicksal waltet über seinen Helden, und reißt sie mit sich fort in die — Vergessenheit."

„Habe ich's Ihnen nicht prophezeiet, mein Herr Meister," fing Ernst lächelnd an, „daß Sie noch in meiner Gesellschaft Ihren Ernst fahren lassen, und zu meiner Fahne schwören werden. Da haben wir ja gleich den deutlichsten Beweis davon. Sie werden witzig, und das ist schon ein sehr großer Schritt zur Jovialität." —

„Ihre Laune," entgegnete Wilhelm, „reißt mich dazu hin, doch erlauben Sie, daß ich fortfahre."

„Mit nichten, mein Herr, ich habe auch etwas zu meines Lieblings Vertheidigung anzuführen. Das Schicksal ist eine ganz eigene Sache, und man soll damit nicht spaßen. Unser Müllner hat noch sein Fatum, wie die Alten, und das können wir ihm schon lassen. Doch wir wollen ein einzelnes Stück, z. B. die Schuld nehmen. Was schreibt der Mann nicht für wohlklingende Verse, und ist die Sprache nicht, die seine Helden sprechen, edel? Das verlangen Sie ja doch von einem guten Drama."

„Wenn die Verse und die Sprache alles bei einem Drama ausmachten, dann hätten Sie Recht. Ich muß aber etwas weit ausholen. Die Handlung eines Drama soll Ursache und Wirkung enthalten, so finden Sie es bei allen unsern klassischen Werken.

Ganz anders verfährt dagegen Herr Müllner in seiner Schuld; denn nur die Wirkung stellt er dar, die Ursach aber wird von seinen Personen erzählt. Beim Aufrollen des Vorhangs, beim Anfange des ersten Akts ist Carlos lange todt und Hugo schon seit Jahren mit Carlos Weib vermählt. Die frühern Begebenheiten, die eigentliche Ursach im Stück, nämlich Carlos Ermordung durch Hugo, wozu Liebe das Motiv war, erfahren wir bloß, sehen aber nichts davon, denn schon lange, lange ist die That geschehen. Durch Don Valeros erfährt Hugo, daß Carlos sein Bruder gewesen; sein Gewissen rührt sich, und der Held und seine Gattin tödten sich in Compagnie mit einem Stahle. — Eine Recension der Schuld habe ich vor einiger Zeit bei meinem Aufenthalt in einer bedeutenden Stadt Norddeutschlands, von einem, wenigstens in der ästhetischen Welt geachteten, Kunstrichter gehört, die ich nicht

umhin kann, Ihnen mitzutheilen. Dieser Recensent behauptet, daß wenn er Verfasser der Schuld gewesen, er das ganze Drama in drei Scenen — sage Scenen, abgefaßt hätte, und zwar folgendermaßen: Erste Scene. Hugo jagt mit Carlos und ermordet ihn. Zweite Scene. Der Mörder wird von der Polizei und Gensd'armerie in's Prison geschleppt, Verhör angestellt und verurtheilt. Dritte Scene. Hugo wird gehängt." —

Ernst schien über diese Recension sehr erfreuet. „Das ist hübsch," sprach er, „der Mann verdammt zwar meinen Müllner, aber er hat meine empfindliche Seite zu fassen gewußt, er macht über die Sache einen Witz, und hat mich gewonnen. Doch, ich sehe schon, Sie demonstriren mir am Ende ganz mein bischen Geschmack ab, darum bitte ich Sie, vor der Hand nicht weiter fortzufahren; wir wollen uns die Fort-

setzung dieses Streites auf ein andermal versparen. Um Sie aber noch etwas zu ärgern, sage ich Ihnen hiemit, daß ich doch noch immer die Schuld wenigstens für ein hübsches Gedicht halte, und werde Sie auch zwingen, Einiges daraus anzuhören, da ich eben jetzt in eine poetische Ekstase gekommen bin, welche zwar nicht lange dauert, die ich aber doch mitnehmen will. — Ernst recitirte hierauf aus Müllners Schuld den Fluch des Don Valeros gegen Hugo:

Verflucht die Kräfte, die dich zeugten,
Und die Brüste, die dich säugten —
Ungeheuer! das der Nord
Auferzogen hat zum Mord —
Und gereift des Südens Glut!?!

Hol' de Pest alle feige Memmen — ein Glas Sekt!" rief er, und stärkte sich nach dieser Rede mit einem Schlückchen guten Weins.

Neuntes Kapitel.

Die Reise ging jetzt wegen des bessern Weges rascher von Statten, und schon am dritten Tage hatte man das Ziel derselben erreicht. Der Badeort lag sehr angenehm und war bereits ziemlich besucht. Fremde aus allen Gegenden waren hier versammelt, und die Geselligkeit schien Alle zu einer Familie gemacht zu haben. Spazierfahrten, Bälle, Concerte wechselten ab, und erheiterten auch unsere Reisende. Wilhelm machte viele neue Bekanntschaften, jedoch schienen alle keinen besondern Eindruck auf ihn zu machen, und so fand er sich denn auch in diesem geräuschvollen Cirkel nicht heimisch.

An Ernst hatte er nach und nach Geschmack gefunden, und zog ihn oft wider dessen Willen aus lustigen Gesellschaften, um mit ihm nach den einsamsten Parthien zu wandern, wo Jener dann unsern Freund durch seine ewig muntere Laune zu erheitern suchte.

Ernst fand an dem vergnügten Leben im Bade viel Geschmack; er scherzte, tanzte, spielte und liebelte, doch so, daß keine dieser Neigungen bei ihm zur Leidenschaft wurde. Er nahm die Welt, wie sie sich ihm zeigte, und benutzte Alles zu seinem Vergnügen und zu seiner Zerstreuung; mit den Herren zechte und witzelte er, mit den Damen tanzte und critisirte er, und so wurden ihm Alle gewogen.

Der Baronin bekam das Bad durch die Abwechselung und durch die Gesellschaft sehr gut. Bald kehrte die Röthe ihrer Wangen zurück, und sie wurde die Königin der Feste. Von einem Schwarm junger

Leute umlagert, beneidet von vielen minder hübschen Damen, und eines gefälligen Ehemannes gewiß, genoß sie die Vergnügungen des Bades reichlich, und schien unserm Freunde, je mehr er sie beobachtete, in Rücksicht ihres Charakters dieselbe freie Dame, welche er in ihr auf dem Schlosse des Grafen kennen gelernt.

Wahrscheinlich hatte sie sich das Rendez-vous Wilhelms mit der Gräfin, welches so unglücklich ablief und so bedeutende Folgen auf das Ehepaar hatte, so zu Gemüthe gezogen, daß sie krank wurde, denn sie war ja allein die Anstifterin desselben. Seit jener Zeit lebte sie meist auf dem Lande mit ihrem jungen Gemahle, den sie gewiß seines gutmüthigen Charakters wegen geheirathet hatte, ohne die Zerstreuungen der Residenz zu genießen, die zu weit von des Barons Gütern entfernt war. Mußte das nicht ihre Krankheit vermehren? Ein gefäl-

liger Arzt räth die Reise in's Bad, der besorgte Ehemann bestellt schleunig Postpferde, und so finden wir nun unsere Kranke im Bade. Weder Brunnen noch Bad erheiterte die Kranke; das fröhliche Leben, die angenehme Gesellschaft, und die Bewunderung, die sie erregte, war die Medicin, die ihre Gesundheit wieder herstellte. Ist die Saison nur vorüber, kehrt sie nur erst nach den einsamen Gütern zurück, und hat sie aufgehört, die genossenen Vergnügungen nach zu empfinden, die Krankheit, wir können dreist wetten, stellt sich gewiß wieder ein. Am Ende bringt sie es noch dahin, und was sollte ein solches Weib über einen solchen Mann nicht vermögen, daß ihr gefälliger Gatte noch ganz in die Stadt zieht, denn der Frau Baronin schadet die Landluft, und dann hat sie ihren Zweck erreicht. — Doch das sind weite Ansichten. Die geneigten Leser mögen uns diese kleine Ab-

schweifung vergeben, vielleicht ist sie nicht ganz umsonst, und giebt uns nähern Aufschluß über den Charakter dieser Dame.

Mit unserm Freunde hielt sie wohl Freundschaft, aber sein Ernst sagte ihr nicht zu, und sie fürchtete stets in seiner Gesellschaft, daß er das Gespräch auf sein Lieblingsthema bringen möchte.

Wilhelm hatte schon so viel Erfahrung in der Geselligkeit erhalten, daß ihm wohl bekannt war, wie wenigen Theil die galante Welt an einem Gespräche nimmt, welches darauf ausgehen soll, die Ansichten über Kunst auszutauschen und zu bilden. Daran, das sah er deutlich ein, war bei diesem Vereine nicht zu denken. Hätte er die neuesten Modejournale studirt, wär' er ein fleißiger Tänzer auf den Bällen, hätte er den Damen Schmeicheleien gesagt, er würde ihnen ein willkommener Gesellschafter gewesen seyn. Das war ihm unmöglich und

fades Geschwätz ihm zuwider. Er hätte vielleicht unter dieser Menge manchen gefunden, der mit ihm harmonirte, aber es überfiel ihm eine Scheu, daß er sich zu oft täuschen würde, bevor er die Laterne des Diogenes auslöschen und mit jenem Weisen ausrufen könne: „Hier ist ein Mensch!“ — Aus diesen Gründen blieb er für sich, die Lektüre und Ernsts heitere Gespräche gewährten ihm Erholung.

Der Baron betrug sich wie ein Chamäleon, er war Alles in Allem; er fügte sich in die Gesellschaft, tanzte, spielte u. s. w. aber er widmete auch manche Stunde der ernsten Unterhaltung mit Wilhelm und nahm oft von ihm Belehrung an.

Zehntes Kapitel.

Unsere Gesellschaft hielt sich einige Wochen hier auf. Allen schien der Aufenthalt zu gefallen, keiner sehnte sich nach Hause und nur Wilhelm fing jetzt zu bereuen an, daß er so leichtsinniger Weise die Einladung des Barons angenommen hatte. Jetzt ermahnte er die Gesellschaft, oft ihrem Versprechen gemäß, nun auch die nicht weit entfernte, bedeutende Hauptstadt zu besuchen. Die Baronin suchte Ausflüchte, und bat, da ihr die Bäder so vortheilhaft wären, noch einige Zeit zu bleiben.

Bei unseres Freundes jetziger Unthätigkeit und Einsamkeit gedachte er oft, daß

seine Mariane noch lebte; er glaubte, er müsse sie finden, und sein eifriges Geschäft war jetzt, die Gegend zu durchstreifen. Kein Dorf ließ er liegen, kein Försterhaus blieb unbesucht, aber — vergebens. Jedoch gewährten ihm diese Wanderungen manche Erheiterung und Belehrung, er lernte in der umliegenden Gegend einzelne stille Familien kennen, welche meistentheils den Ackerbau trieben, er wurde überall zuvorkommend aufgenommen, und brachte manchen Tag in solchem Kreise zu. Mit den Leuten besuchte er das Feld, ließ sich über Landwirthschaft belehren, und zeigte ihnen dafür manche kleine Vortheile und Annehmlichkeiten des Lebens. Nicht ohne tiefen Beweggrund beschäftigte er sich auch jetzt mit der Lektüre ökonomischer Bücher, er gedachte, wenn er von seinen Reisen zurückkehre, die Güter, die er in Gemeinschaft mit Werner gekauft hatte, zu verwalten, und dieser Verwaltung

seine ganze Thätigkeit, alle seine Kräfte zu widmen. In der Nähe war alsdann Lothario und Thereſe, die ihm mit Rath und That an die Hand gegangen wären; aber eine Unruhe ſonder gleichen bemächtigte ſich ſeiner, wenn er an die Verbindung mit Natalien, mit der Amazone dachte, die er früher, eh' er noch die Nachricht, daß Mariane lebe, für das höchſte Glück ſeines Lebens gehalten hatte. Das hatte ſich geändert. Seine Freundin, geſtand er ſich ſelbſt, würde Natalie ewig bleiben, aber auf ſeine Liebe könne ſie keine Anſprüche machen, denn dieſe beſäße noch ſeine Mariane.

Als unſer Freund einſt von ſeinen Wanderungen zu den Gefährten mit zufriedenem Gemüthe heimkehrte, wunderte er ſich, daß ſchon Anſtalten zur Abreiſe gemacht wurden. Da dieſe von ihm längſt erſehnt war, ſo hatte er ſich ſchon lange darauf eingerichtet, und ſtand bald reiſefertig vor den Andern

da. Die plötzliche Abreise wurde ihm erklärlich, als er erfuhr, der junge Prinz, welcher die Hauptrolle im Bade gespielt, und die Baronin vor allen Damen ausgezeichnet hatte, habe vor einigen Stunden plötzlich das Bad verlassen, und sey auf der Reise nach der Hauptstadt begriffen, wohin der Baron nun ungesäumt ebenfalls, zur Freude der Gattin, zu reisen entschlossen war; zumal der Prinz ihn mit besonderer Freundlichkeit behandelt und zum Besuche in der Hauptstadt eingeladen hatte.

Ernst sah den Anstalten der Abreise mit Gleichmuth zu; es war ihm unangenehm, die lustige Gesellschaft, die er hier nach seinem Geschmacke gebildet, nun verlassen zu müssen, jedoch tröstete ihn die Hoffnung auf mannichfaltige Vergnügungen in der Hauptstadt.

Wilhelm hoffte viel von der Residenz für seine Kunstansichten, er wollte mehrere

bedeutende Theater von vorzüglichem Rufe dort besuchen. Ausgezeichnete Gelehrte, Dichter und Tonkünstler waren in jenem Orte vereinigt, und er hoffte, manchen von ihnen kennen zu lernen, überhaupt sich noch bilden und belehren zu lassen. Von seiner Reisegesellschaft versprach er sich nicht viel, diese, so dachte er, würde gewiß bei ihrem Verhältnisse zu jenem Prinzen, allen rauschenden und glänzenden Vergnügungen sich hingeben, und so für ihn ganz verloren seyn, nur von Ernsten glaubte er noch manche fröhliche Unterhaltung erwarten zu können.

Die Baronin hegte den Gedanken, dort eine glänzende Rolle zu spielen, Schaaren von Anbetern an ihren Triumphwagen zu fesseln, und auch in dieser bedeutenden Stadt die Augen der Menge auf sich zu ziehen.

So waren denn die Ansichten und Ge-

fühle, mit denen unsere Gesellschaft die Reise antrat, unter einander verschieden; ob und wer seinen Zweck von ihnen erreichen wird, das soll uns die Zukunft lehren, wenn wir unsere Freunde auch auf dieser Reise begleiten.

Eilftes Kapitel.

Die hohen Thürme der weiten Hauptstadt gewährten unsern Reisenden einen angenehmen Anblick, da sie ihr Ziel vor Augen sahen; dort hoffte Wilhelm Nahrung für seinen Geist zu finden; dort glaubte das Ehepaar ein glänzendes Glück zu erhalten, und Ernst versprach sich dort fröhliche Stunden. Bald hatte man die Stadt erreicht und wählte einen der ersten Gasthöfe zum Wohnort. Das Geräusch, das Wogen der Menge, das Treiben der Leute gewährte unserm Wilhelm Unterhaltung. Die schönen Straßen, die majestätischen Gebäude, Alles verkündigte ihm die große und wohlhabende Hauptstadt.

Ernst überredete unsern Freund, noch an demselben Abend ihrer Ankunft das berühmte Volkstheater dieser Stadt zu besuchen, und Wilhelm fand sich dazu geneigt. Wegen der Unbekanntschaft mit den Straßen und Gegenden erwählten sich beide einen Lohnbedienten, und gelangten, durch ihn geführt, noch zu rechter Zeit zum Theater.

Auf Wilhelm machte die Vorstellung von Staberls Reiseabentheuern wenig Eindruck; er vermißte in dieser Posse ganz den eigentlichen Witz, und wunderte sich sehr, wie das Volk an faden Localspäßen, in ihrem Dialekt vorgetragen, sich so ergötzen konnten. Ernst dagegen lachte unaufhörlich, und verließ mit vollkommener Zufriedenheit das Theater. Unser Freund mußte ihm allerdings eingestehen, daß dies Theater seinem Zwecke vollkommen entspreche, aber er konnte nicht begreifen, wie eine gebildete Nation stolz auf ein solches Volkstheater

seyn könne, welches weder originelle, noch nationale, sondern nur Localwitze der niedern Volksklasse in ihren Vorstellungen wiedergiebt. Er räumte ein, daß die Schauspieler, vorzüglich der komische Held, der unter seinen Landsleuten ein solches Furore machte, in ihrer Art vortreffliche Komiker wären, jedoch konnte er den Gedanken nicht unterdrücken, sie in einer andern Sphäre beschäftigt zu sehen, wo sie mehr durch die ihnen eigenthümliche vis comica zu wirken im Stande seyn möchten. Wenn unser Freund die Palme zu vergeben hätte, er würde demnach unter allen Künstlern dem Meister den Vorzug geben, den er früher zu bewundern Gelegenheit fand, als er sich im Norden Deutschlands befand. Dieser sein Günstling zeichnete sich vor Allen durch sein Genie, seine Originalität und seine Vielseitigkeit aus. Mit eben derselben Vollkommenheit war er groß im Tragischen und

der Abgott des Publikums in komischen Parthien. Wo ihm die Schwäche seines Körpers im Wege stand, da half die Größe seines Genies nach, bei ihm war keine Spur von tiefem Studium des Charakters, denn mit dem Costüm zog dieser Prometheus den Charakter des Darzustellenden an, und schien ganz seine Individualität vergessen zu haben. Sein Lear, sein Fallstaf sind Meisterstücke der darstellenden Kunst, in beiden Rollen ist er groß, und erregt eine gleiche Bewunderung als wahnsinniger König, so wie als feister Sekttrinker.

„Das ist mein Held!" rief Ernst. „Schon wegen dieses Fallstaf könnte ich Shakespeare über alle unsere Dichter setzen. O! mit welcher Gemüthlichkeit schlürft er, die dicke ungeheure Tonne, seinen Sekt hinunter, und wie wirbt er seine Krieger? Hahaha! Die Truppen machen dem Feldherrn alle Ehre. Doch, kommen Sie, Meister, bei einem

Gläschen Sekt soll mein Fallstaf und Ihr Künstler leben." —

Beide gingen, Arm in Arm, in dieser Stimmung nach ihrem Gasthofe und zechten noch bis tief in die Nacht, während der Baron mit seiner Gemahlin bereits nach den Anstrengungen der Reise sich der Ruhe ergeben hatte. Wilhelm gestand seinem Freunde Ernst, selten so heiter gewesen zu seyn, als heute, wo er sich so lebhaft des größten, jetzt lebenden dramatischen Künstlers erinnerte. Sie ließen Shakespeare, Schiller, Göthe, Fallstaf, den Günstling Meisters — den Heros unter den Schauspielern, hoch leben, und Ernst vermochte auch unsern Wilhelm, auf Kotzebue's Wohlseyn in den elysäischen Gefilden zu trinken, und vergnügt warfen sich die Freunde erst gegen Morgen dem Gott Morpheus in die Arme.

Zwölftes Kapitel.

Wilhelm hatte sehr bald Gelegenheit, in dieser Stadt die bedeutendern Männer, welche die neuere Literatur uns nennt, aufzufinden und manche von ihnen kennen zu lernen. Jedoch fand er bei den Meisten von ihnen das nicht, was er suchte; sie waren voll ihres eigenen Werthes und nahmen wenig Rücksicht auf die allgemeine Bildung; der Ruhm und eine glänzende Stellung in der Welt waren ihnen das Höchste, was sie durch ihre Talente zu erreichen strebten. Unser Freund, nachdem er die Einseitigkeit ihrer Bildung und ihren Egoismus genugsam erkannt hatte, zog sich von ihnen

zurück und hatte nun den Muth nicht, Andere aufzusuchen, die vielleicht mehr seinen Anfoderungen genügt hätten.

Der Baron nebst seiner Gattin wurde, wie zu vermuthen stand, in die glänzenden Cirkel des Hofes gezogen, und war auch hier für Wilhelm verloren.

Ernst, der bald des Steifen und Conventionellen dieser Gesellschaften überdrüssig war, wurde Wilhelms Begleiter auf Spaziergängen und Wanderungen. Ein merkwürdiges Ereigniß trat unserm Freunde entgegen, und erheiterte ihn auf ungewohnte Weise.

Wilhelm hatte mehrmahls das Hoftheater besucht, sich an manchen gelungenen Darstellungen ergötzt und fand nach und nach, daß dies das vorzüglichste Theater Deutschlands sey, und sehr bald eine ächt vaterländische Nationalbühne werden könne.

Eines Tages wohnte er der Aufführung des Don Carlos bei. Dieses Kunstwerk Schillers, für das Wilhelm von jeher große Vorliebe wegen der trefflichen Charaktere und der edlen Sprache gehabt hatte, wurde musterhaft dargestellt. Der Künstler, welcher in der Rolle des König Philipp sich auszeichnete, hatte diesen Charakter trefflich aufgefaßt, und stellte ihn mit Majestät dar. Die Stimme des Künstlers und die Figur schienen unserm Freunde bekannt, und da er durch des Barons Verwandtschaft mit dem Intendanten des Theaters die Erlaubniß erhalten hatte, die Bühne besuchen zu dürfen, so machte er mit Ernsten heute zum erstenmale davon Gebrauch, und ging am Ende des Stücks hinauf, um den Künstler, der ihm schon so bekannt schien, in nähern Augenschein zu nehmen, und in ihm vielleicht einen alten Freund aus seinen Lehrjahren zu entdecken.

Er hatte sich nicht getäuscht. — Die alten Bekannten erkannten sich sogleich in der Nähe, und Wilhelm umarmte in dem König Philipp seinen alten muntern Freund Laertes.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

So wie die Schwalbe mit dem Beginn des Frühlings die im Herbst verlassene Gegend, selbst die inne gehabte Wohnung wieder aufsucht: eben so lebt in jedem Menschen, den seine Wanderungen weit durch die Welt führen, eine Sehnsucht nach dem verlassenen Vaterlande.

Felix hatte nun schon mehrere Jahre mit Erfolg in der pädagogischen Provinz sich aufgehalten, manchmal war der Wunsch in ihm aufgestiegen, seinen Vater und seine Heimath wieder zu sehen, diese Sehnsucht war mit den Jahren gewachsen und drängte ihn jetzt mehr als jemals. Er ging des-

halb zu den Dreien, legte ihnen seinen Wunsch vor, und bat um ihre Entscheidung. Da der Jüngling den Gesetzen ihrer Anstalt gemäß schon weit genug vorgeschritten war in seiner Ausbildung, so gewährten sie ihm seine Bitte, und nach manchen Ermahnungen schickten sie ihn in die Welt, um seine Heimath und seinen Vater aufzusuchen.

Felix, der schon zum Jüngling herangewachsen war, verband mit einer schönen und gesunden Gestalt auch einen hellen Geist, in Wissenschaften und Künsten hatte er sich ausgebildet, nur fehlte ihm Menschenkenntniß und Erfahrung. In seinen Gespielen und Vorgesetzten hatte er die Welt und Menschheit von der besten Seite kennen gelernt, er kannte die Laster aus den Warnungen und Belehrungen seiner Erzieher, aber er war nie in Versuchung gekommen, sein Herz gegen die Verlockungen der Sünde zu stählen; so hielt er denn alle Menschen

für gut, und Mißtrauen war von ihm weit entfernt. So ausgerüstet, aber auch so unvorbereitet im eigentlichen Leben, sehen wir den Sohn unseres Wilhelm in die Welt treten.

Der Abschied von seinen Lehrern und Genossen war rührend, denn Alle hatten ihn geliebt als einen guten, offenen, rüstigen Knaben, und mit Thränen begleiteten sie ihn bis zur Grenze der Provinz.

Ein von den Dreien auserwählter, mit den Wegen und der Reise vertrauter, ältlicher Mann, geleitete unsern Felix; er war von dem Rathe ihm zum Führer bestimmt, und sollte ihn erst an der Grenze seines Vaterlandes verlassen, und dann heimkehren. Glücklich ging die Reise von Statten, und schon sah Felix die Gebirgskette, welche den Eingang in sein Vaterland bildete, als sie eines Abends in einem Städt-

chen anlangten, wo sie ihr Nachtquartier aufschlugen.

Am andern Morgen trat sein Führer zu ihm, führte ihn auf den Weg zu den Gebirgen, zeigte darauf hin, und sprach mit ernster Miene: „Dort, jenseit dieser Berge, ist Dein Vaterland, hier hast Du Deine Reise-Route, und nun lebe wohl.“ — Hierbei übergab er ihm einen schriftlichen Plan seiner weitern Reise, mit Angabe des Ziels derselben, nebst Geldern zu seinem Unterhalt, theilte ihm einige Regeln für seine Fußwanderung mit, und nach einer herzlichen Umarmung schied er von ihm, um seine Rückreise anzutreten.

Jetzt war Felix allein, sich selbst überlassen, und hätte er nicht sein Vaterland so nahe gehabt, hätte die Sehnsucht, seinen geliebten Vater, der ihn schon so lange entbehrt hatte, wieder zu sehen, nicht mächtig in ihm gelebt, er wäre sicher umgekehrt zu

seinem verlassenen Begleiter, um mit ihm zum Lande seiner Bildung zurück zu reisen.

Die Berge waren bald erstiegen, da sah Felix sein großes Vaterland, sein Herz wurde mächtig bewegt, Thränen füllten seine Augen und er fiel nieder, um seinen Gefühlen in einem Gebete an das höchste Wesen Luft zu machen. In seinem Reiseplane fand er jeden Ort, den er berühren mußte, genau angegeben; es war ihm sogar vorgezeichnet, wie viele Meilen er täglich zurücklegen, und wo er sein Nachtquartier aufschlagen sollte. Das Glück war dem Jüngling gewogen, keine Unannehmlichkeiten stießen ihm auf, fröhlich und wohlgemuth wandelte er bei der schönen Jahreszeit durch Felder, Wälder, Dörfer und Städte, bis er endlich an einen bedeutenden Ort kam. Hier befahl ihm sein Reiseplan, sich einige Tage aufzuhalten, um die Merkwürdigkeiten des Orts, die ihm genau angegeben waren,

zu besehen. Er trat mit seinem kleinen Reisebündel in einem Gasthofe, nahe am Thore, ab, und nachdem er sich durch die nöthige Ruhe erquickt hatte, ging er aus, um die Stadt selbst, nebst den angegebenen Merkwürdigkeiten zu besehen. Die geräuschvollen Straßen, der Handel und Wandel war ihm ein neuer Anblick, und gewährte ihm Erheiterung. Nachdem er Manches angesehen und bewundert hatte, gelangte er auch in die vortreffliche Gemäldegallerie.

Er hatte die Mahlerei, zu der er einiges Talent besaß, häufig in seiner pädagogischen Provinz geübt, und dieses Talent in etwas ausgebildet. Die reichen Schätze dieser Sammlung gewährten ihm, da er Kenner und Künstler selbst war, um so mehr Vergnügen, und so hatte er mehrere Säle dieser Anstalt durchwandert, da nahte sich ihm ein Mann, der ebenfalls in der Absicht, die Meisterstücke dieser Anstalt zu

bewundern, hier war, und mit dem Ausrufe: „Felix, mein Felix!" umarmte er unsern jungen Reisenden, der sehr bald erkannte, daß er sich in den Armen seines Vaters befand.

Zweites Kapitel.

Wer beschreibt das Entzücken des Vaters, seinen Sohn, nach dem er sich schon so oft gesehnt hatte, so unverhofft wieder zu finden. Wer mahlt die Freude des Sohnes, der seinen Vater zu suchen auszog, doch noch lange nicht das Ziel, wo er ihn zu finden glaubte, erreicht hatte; seinen geliebten Vater umarmte er jetzt.

Wir sind nicht genug Seelenmahler, um die Empfindung, die Vater und Sohn jetzt belebte, zu schildern. Einen Vorhang ziehen wir über diese Scene, und erkundigen uns nur, auf welche Weise dieses Zusammentreffen möglich war.

Aus dem vorigen Buche erinnern wir uns, daß Wilhelm mit dem Baron, dessen Gemahlin und Ernst das Bad besucht, und alsdann nach der Hauptstadt Südens gereiset waren. Diese Stadt, welche Wilhelm am andern Tage verlassen wollte, um zu Natalien zurückzukehren, war auch die, in dem Reiseplane Felixen angegebene, wo er sich jetzt befand. Das Glück begleitete den Jüngling, und führte ihn an den Ort, wo er das Gesuchte, seinen Vater fand. Mit Recht können wir sagen, daß das Glück mit Felixen im Bunde war; denn wie leicht hätte er seinen Vater verfehlen, und erst später auf Nataliens Gute wieder finden können. Jetzt hatte unser Wilhelm seinen Felix, seinen wohlgerathenen Felix wieder, wer wagt es da ihm seine herzliche Freude zu verargen?!

Ernst und Laertes theilten Wilhelms Entzücken; Laertes vorzüglich, er hatte ja

den Felix gekannt und oft mit ihm gescherzt. Der Baron und die Baronin hatten weniger Zeit, an dem Glücke unseres Freundes Antheil zu nehmen, da die glänzenden Feste ihre Gefühle für das Gute und Schöne im Herzen ganz abgestumpft hatten. Wilhelm beschloß, seinen Plan, wegen der morgenden Abreise, nicht aufzugeben, sondern mit seinem Felix zu Natalien, die ihn ja so mütterlich liebte, zu eilen, und dann der Welt und seinem Sohn zu leben. Der Abschied von Laertes und Ernst war rührend. Wilhelm hatte hier den alten Bekannten, der in seinen Lehrjahren mit ihm manches Schicksal getheilt hatte, in der glänzendsten Lage gefunden. Laertes war noch Schauspieler, aber er stand als solcher auf einer hohen Stufe, und der Hof so wie das Publikum achtete gleich den wackern Mann und ausgezeichneten Künstler. Manche Stürme hatte er, seit Wilhelm sich von ihm trennte, aus-

gestanden, indessen die Kunst ließ ihn Alles ertragen, und gewährte ihm hier in einer vortheilhaften Lage Glück und Ruhm.

Der Künstler hatte seine Ansichten über dramatische Kunst geregelt, das Schicksal führte ihn in die Sphäre, wo er seine Talente ausbilden und geltend machen konnte. Er versprach unserm Freunde im nächsten Jahre einen Besuch auf seinem Gute, und wollte ihm dann das Nähere seines Lebens und seiner Schicksale mittheilen.

Am Vorabend der Trennung versammelten sich die drei Freunde in Wilhelms Wohnung und vergaßen das Scheiden bei der fröhlichen Gegenwart. Ernst erheiterte die betrübten Gemüther, der Sekt that auch seine Wirkung und Wilhelm versetzte sich mit Laertes bei dieser heitern Stimmung in die Jugendjahre, in die Zeit, wo sie mit einander so manche vergnügte Stunde genossen, so manches Mißgeschick erduldet

hatten. Als sie auf die Zeit, wo sie unter Serlo's Direktion die Kunst ausübten, wo Wilhelm als Hamlet, Laertes als Laertes in Shakespeare's Dichtung wirkten, gekommen waren, da nahm auch Felix Antheil an dem Gespräche, und wünschte seiner Pflegemutter Aurelie, die ihm so viele Sorgfalt hatte angedeihen lassen, eine sanfte Ruhe. Man gedachte der Mignon, — da trat plötzlich tiefe Stille ein; eines Jeden Auge schmückte eine Zähre, den Manen der liebenswürdigen Mignon geweiht.

Unsere Freunde umarmten sich. Wilhelm drückte mit Inbrunst seinen Sohn an das Vaterherz, da — schlug die zwölfte Stunde. Man trennte sich nach mancher herzlichen Umarmung, um sich — vielleicht nie wieder zu sehen.

Drittes Kapitel.

Des andern Tages bei guter Zeit stand der für Wilhelm bestimmte Reisewagen bepackt vor dem Hause, und nicht lange währte es, so fuhren Vater und Sohn nach dem Orte ab, den sie als ihre Heimath betrachteten, und den unser Freund nun auch wirklich dazu machen wollte.

Felix war aufgeräumt, und erzählte seinem Vater viel von seinen Geschäften in der pädagogischen Provinz, von seiner Bildung und seinen Vorgesetzten. Wilhelm nahm großen Antheil an diesen Erzählungen seines Sohnes, denn jene Provinz mit ihren Vorstehern interessirte ihn sehr, und

mußte es auch, denn sein Felix hatte ja dort die erste eigentliche Ausbildung seines Körpers und seines Geistes erlangt.

Unser Freund war erfreuet, als er gesprächsweise erfuhr, daß sein Sohn auch in der Literatur ziemlich bewandert war; Felix kannte seine vaterländischen großen Gelehrten, Dichter und Künstler, er war aber nichts desto weniger in der Literatur fremder Nationen, der Italiener, Franzosen und Engländer bewandert, und er hatte in diesen Sprachen es schon so weit gebracht, daß er die klassischen Werke derselben lesen und verstehen konnte. Wilhelm fand auch, daß, seinen Ansichten gemäß, der Geschmack seines Felix sehr gereinigt war, und daß derselbe ein ziemlich richtiges Urtheil über Kunst und Kunstwerke zu fällen im Stande sey. Bisher hatte unser Freund geglaubt, daß davon seinem Felix wenig oder gar nichts gelehrt worden sey, da er wenig

Spuren von einer literarischen Bildung in den pädagogischen Utopien gefunden hatte; doch mußte er, nach dem, was er von seinem Felix gehört, auch hierin dieser Anstalt Lob und Achtung zollen.

Die Reisenden gelangten endlich in die Gegend der Stadt, wo Wilhelm die ihm überaus werthe Bekanntschaft des Kaufmanns Strahl und dessen Familie gemacht hatte, welche ihm von mannichfaltigem Nutzen, hinsichtlich seiner Ansichten über ein bürgerliches und thätiges Leben, gewesen waren. Auch für seinen Felix versprach er sich aus dem Verein mit dieser Familie manchen Vortheil. Bald hatten sie die Stadt erreicht, Wilhelm suchte seine ehemalige Wohnung auf und bezog sie wieder, diesmal nicht allein, sondern begleitet von seinem innig geliebten und so unverhofft gefundenen Sohn.

Da die Tageszeit es nicht erlaubte,

einen Besuch bei seinem Freunde Strahl zu machen; so versparte er sich und seinem Felix denselben auf den kommenden Tag.

Schon mannichmal hatte unser Freund bemerkt, daß Felix noch immer Aurelien für seine Mutter hielt und ihrem Andenken manche Thräne weinte. Jetzt war der Zeitpunkt, wo Wilhelm glaubte, ihm das Geheimniß seiner Geburt entdecken, und seine wahre Mutter nennen zu können. Er erzählte ihm in der Kürze seine ersten Begebenheiten von der Liebe zu Marianen bis zu dem Augenblicke, wo Aurelie das Kind ihm übergeben, welches sein eigener Sohn war, und vergaß auch nicht, die Nachricht Norbergs von dem Leben Marianens hinzuzufügen. Felix hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, dann umarmte er seinen Vater und rief: „Gott sey Dank! Vater, daß meine Mutter lebt. Sey getrost, wir finden sie wieder.“ — Diese Hoffnung des

Sohnes belebte auch den Vater, und es schien ihm jetzt ganz wahrscheinlich, daß er seine Jugendgeliebte finden würde.

Am andern Tage ganz in der Frühe vernahmen sie vor ihrem Hause ein Posthorn, und nicht lange dauerte es, so öffnete sich die Thüre, und herein sprang Ernst.

„Hol' de Pest," rief er, „alle feige Memmen! Ich kann's in der verwünschten großen Stadt Keinem Recht machen, Allen bin ich zu lustig, und meine Schwester, nebst meinem Schwager, können mich nun vollends nicht mehr leiden, da ich sie mit ihrem Prinzen auslache, und nie die ernsthaften Thee's und Soupé's, die da gegeben werden, mit meiner Gegenwart beehre. Laertes ist ein charmanter Mann, aber — mir zu ernsthaft, und ich komme nie mit ihm aus. Sie sind mein Mann, Sie lassen mich doch schwatzen und stören mich nicht. A propos! Wir haben noch eine Fehde aus-

zumachen, denn wir müssen uns noch etwas über unsere neuern Dichter bei Gelegenheit streiten; jetzt aber werden Sie mich nicht los, und damit Punktum!" — Hiermit warf er sich, nachdem er Wilhelm und Felixen die Hand geschüttelt hatte, in einen Stuhl.

„Willkommen, herzlich willkommen!" rief Wilhelm, „wegen unserer Fehde stehe ich gern zu Diensten, sobald Sie dazu Lust verspüren. Indessen freue ich mich, Sie hier zu sehen, und nun denke ich, bleiben Sie vor der Hand in meiner Gesellschaft. Nicht wahr? Nun trennen wir uns nicht so bald."

„Topp!" entgegnete Ernst, und schlug in Wilhelms dargebotene Rechte ein, „ich bin der Ihrige mit Leib und Seele, nur das mache ich mir aus, daß wir uns stets auf unsern Reisen wohl mit Sekt versorgen;

denn nichts ist mir unleidlicher, als der Durst."

„Dafür soll schon gesorgt werden," sagte Wilhelm lächelnd.

Viertes Kapitel.

Auch Ernst sollte die Familie Strahl kennen lernen, indem Wilhelm ihn aufforderte, mitzugehen. Ernst, denn die Neuheit reizte, war bereit dazu, und unsere Freunde gingen zu dem Kaufherrn. Wilhelm ließ sich nicht im Komptoir melden, sondern stieg sogleich die Treppe hinauf, und ging nach dem Zimmer, wo er wußte, daß um diese Zeit die Familie, den Hausherrn ausgenommen, versammelt war.

In dem untern Geschosse schien ein ewiges Rauschen und Wogen zu herrschen, dagegen war es ganz still in dem obern Stockwerke, wo unser Freund die Familie

wiederum bei einem frugalen Frühstücke antraf.

Die Hausfrau mit beiden Töchtern hegte eine ungeheuchelte Freude über dieses Wiedersehen, und man ließ nach einigen herzlichen Begrüßungen, nachdem Wilhelm seinen Freund und seinen Sohn vorgestellt hatte, den Herrn aus dem Komptoire rufen. Er erschien, umarmte Wilhelm herzlich, schüttelte seinem Sohne und Ernsten die Hand. „Wir werden uns schon kennen lernen," sagte er zu ihnen. Lange Zeit konnte Strahl nicht bei der Gesellschaft bleiben, er versprach sich das Wiedersehen bei Tische und ging wieder an seine Geschäfte.

Wilhelm mußte einiges von seinen Reisen erzählen, und von dem Wiederfinden seines Sohnes, woran die Familie großen Antheil nahm. Als er geendigt hatte, wandte er sich an die Hausfrau und sprach: „Madame, ich bin bereits bekannt mit der Ein-

richtung Ihres Hauswesens, und habe meine Freunde darauf vorbereitet. Ich ersuche Sie daher, uns Drei wie alte Bekannte zu behandeln, und sich durch unsern Besuch von Ihren Geschäften nicht abhalten zu lassen."

„Nun, meine Herren," entgegnete sie, „so werden Sie es mir nicht verargen, wenn ich mit meinen Töchtern erst die Geschäfte des Hauses besorge, und ich ersuche Sie, Herr Meister, Ihre Freunde in unserm Garten herum zu führen, der jetzt in voller Blüthe steht."

„Von Ihrer Erlaubniß mache ich sehr gern Gebrauch. Meine Freunde werden überrascht werden von der Schönheit des Gartens, und von der Thätigkeit in Ihren Fabriken."

„Bald suche ich Sie im Garten auf," versetzte die Hausfrau. Die Damen empfahlen sich.

Ernst schien, durch ein unerwartetes Ereigniß ganz verwandelt, seinem Namen Ehre machen zu wollen, denn Emiliens Himmelblau in den schmachtenden Augen hatte mächtig auf diesen, sonst lustigen Helden gewirkt. Die Frauen schienen, nach seiner bisherigen Philosophie, bloß zur Unterhaltung der Männer geschaffen, und einer von ihnen sich ganz hinzugeben, das hielt er für die größte Thorheit. Das Wort Liebe stand nicht in seinem Lexikon, bis es Amor jetzt selbst nebst Emiliens Bild in sein Herz einprägte. So war seine ganze Philosophie durch ein schmachtendes Auge über den Haufen gestoßen. Seine gute Laune, sein Humor, hatte ihn jedoch nur für einen Augenblick verlassen. — „Das ist ein Wettermädel, die Kleine," rief er, nicht etwa mit komischer Ekstase, sondern recht von Herzen aus; „das Ding mit den blauen schmachtenden Augen hat mir's meiner Seele

angethan, und wenn ich nicht ein geschworner Feind der Liebe und des Eheſtandes wäre, wahrhaftig ich verliebte mich noch heute in das ſchmachtende Kind, und morgen machte ich Hochzeit."

„Das heißt," entgegnete Wilhelm, „wenn ſie auch Ihre Gefühle theilte, ſie werden doch das Mädchen nicht unglücklich machen wollen, und dann — wer weiß, wem das Mädchen ſchon ihr Herz geſchenkt hat?!"

„Blitz und Wetter! Da haben Sie wieder einmal Recht. Ja, ja! Traue nur einer den Weibern. — Da kommt nun eine ehrliche Seele weit her, verliebt ſich in das Ding, am Ende geſteht er ſeine —"

„Sagen Sie es nur heraus," ſprach Wilhelm.

„— Seine Schwachheit, — nun, meinetwegen, und — „ſchönen Dank, mein Herr, es iſt eine Ehre für mich, aber ich bin bereits verſagt." — Na! dann muß unſereiner

sagen: „Empfehl' mich Ihnen, nehmen's nicht übel —" und geht weg, verflucht das ganze Geschlecht, und grämt sich wohl gar zu Tode, was ich aber sicher nicht thun werde. Ein Anderer, so ein Schwärmer oder Verbildeter, ja freilich, der würde von Pistolen, Dolch, Strick und Wasser sprechen, und geht doch nachher hin und versucht sein Glück bei einer Andern. Komme mir nur Einer mit den Weibern. Hübsch bin ich zwar, — aber lange noch nicht der Schönste, und die Frauenzimmer sehen hauptsächlich auf die Larve, das Herz steht bei ihnen niedrig in Cours."

„Da thun Sie Fräulein Emilie Unrecht," fiel Wilhelm ihm in's Wort.

„Emilie heißt das Blitzmädel? Wahrhaftig, führt gerade meinen Lieblingsnamen. Nun, wissen Sie was, lieber Meister, kommen Sie nur in den Garten, ich werde zwar wenig von den Schönheiten desselben

bewundern können, denn das Mädchen geht mir im Kopfe herum; aber — Sie können mir dabei so Einiges von den Tugenden meiner Emilie vorerzählen.“ —

Fünftes Kapitel.

Die Hausfrau hatte Recht; der Garten stand in voller Blüthe, und gewährte durch seine Mannichfaltigkeit und Reinlichkeit einen angenehmen Anblick; besonders gefiel er unserm Felix, der ein großer Freund von Naturschönheiten war, und die größte Zeit seines jungen Lebens im Freien zugebracht hatte. Noch mehr aber als der Garten, überraschte das Leben und die Thätigkeit in den Fabriken. Tausend Hände sah Felix hier in nützlicher Beschäftigung, nicht, wie in seiner pädagogischen Provinz, um sich zu bilden oder zu vergnügen, sondern um

ihre Existenz zu gründen, und dem Staate nützliche Bürger zu seyn. Wilhelm erklärte ihm die Dinge, so gut er es konnte, und entwarf ihm ein Bild von dem Nutzen solcher Anstalten auf das Wohl der Menschheit und auf den, aus der Wohlhabenheit der Bürger entspringenden Reichthum des Staats. Ernst hörte mit halbem Ohre zu, und zog die Freunde wieder nach dem Garten, suchte auch das Gespräch auf Emilien zu bringen, und erfuhr über dieselbe Manches von unserm Freunde, worüber er sich innig freuete. Wilhelm lobte die Häuslichkeit, die Ordnungsliebe, aber auch die ausgezeichnete Bildung der Töchter; jetzt hörte Ernst mit gespannter Aufmerksamkeit zu und unterbrach unsern Freund nur mannichmal durch die Ausrufungen: „herrlich! köstlich!" — Auf Felix hatten beide Mädchen noch keinen großen Eindruck gemacht, er war weder durch Hortensiens Feuerauge, noch

durch Emiliens schmachtenden Blick angezogen worden; sie erschienen ihm, wie alle Mädchen, von angenehmer Gestalt, die er bisher zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Besonders hatte ihn noch keine angeregt, auch war sein Charakter von der Art, daß wohl die Schönheit eines Mädchens einen flüchtigen Eindruck auf ihn zu machen im Stande war, doch dauernd konnte er nur dann seyn, wenn das Herz in Harmonie mit dem Aeußern seiner Schönen stand. Hortensie und Emilie hatte er, so wie sein Vater, bei seinem ersten Zusammentreffen, noch nicht eigentlich beobachten können, und nach einer so kurzen Bekanntschaft war er noch nicht im Stande, auf ihren Charakter zu schließen. Obwohl Wilhelm die Tugenden beider Mädchen schilderte, so war er doch jetzt durch die Ansicht der Fabrikgebäude mit neuen wichtigen Gedanken und Empfindungen beschäftigt. Ernsten war da-

gegen das schmachtende, seelenvolle Auge Emiliens bis in das Herz gedrungen.

Wir hätten eher vermuthen sollen, daß er, der komische Held, durch Hortensiens Feueraugen würde bestochen werden, aber — so spielt Amor seinen Kindern mit und schnellt, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gemüther zu nehmen, seinen Pfeil in Ernstens Brust. Es war um seine Ruhe geschehen, und das stille, schmachtende Mädchen hatte den fröhlichen Ernst an ihren Triumphwagen gefesselt. Wir wünschen nur, daß Ernst in seiner Liebe glücklich seyn, dabei um des Himmelswillen seinen Humor nicht verlieren, aber doch an Gediegenheit und Festigkeit des Charakters zunehmen möge.

Die Mutter seiner Geliebten erschien jetzt und führte die Gesellschaft in eine reizende Laube, wo man Platz nahm und mancherlei sich erzählte. Ernst blieb heiter,

nur mannichmal sah er den Gang hinab, ob nicht sein Mädchen bald erschiene. — Der Hausfrau gefiel Ernstens muntere Laune sehr, sie lachte oft über seine treffenden Bemerkungen, und als die Glocke unsere Gesellschaft zu Tische rief, da hatte er schon in der Mutter seiner Geliebten sich eine bedeutende und sehr nützliche Freundin gewonnen.

Die Hausfrau führte unsere Freunde nach einem freien Platze, wo die Tafel schon gedeckt war, und der Hausherr mit seinen Gehülfen bereits seiner Gäste harrte. Wilhelm begrüßte die Gesellschaft, drückte dem alten Norberg die Hand im Vorbeigehen, und nahm wiederum Platz, wie das erstemal bei seiner Anwesenheit, zwischen Strahls Gattin und Hortensien. Felix saß neben dem Kaufherren, und Ernsten hatte das Glück an die Seite seiner Emilie geführt; aber — seine heitere Laune war wenigstens

für den Anfang dahin, er sprach fast kein Wort, und er sah nur auf den vor sich stehenden Teller, und suchte da die einzelnen Worte, mit denen er seine Nachbarin gerade nicht zum Angenehmsten unterhielt und ihr dadurch gewiß eine nicht allzu vortheilhafte Meinung von seiner Bildung beibrachte. So neckt die Liebe!!! —

Sechstes Kapitel.

Mancherlei Gespräche wurden während der Tischzeit gewechselt. Felix ließ sich auf das Umständlichste von dem Wirth über die Fabrikgegenstände belehren, und es freuete Strahl die Aufmerksamkeit des Jünglings, mit der er Alles anhörte, was er ihm über die Einrichtung seiner Fabriken mittheilte. Ernst verlor nach und nach seine Bangigkeit, denn der ächte Sekt des Hausherren, der heute zu Ehren der Gäste aus dem Keller geholt worden, lös'te seine Zunge, und sein Humor kehrte zu ihm zurück. Der Wirth trank ein volles Glas auf das Wie-

derſehen Wilhelm's und auf das Willkommen der neuen Freunde aus, und jetzt begann die Unterhaltung allgemeiner und ungezwungener zu werden.

Wilhelm, deſſen Lieblingsthema literariſche oder Kunſtgegenſtände waren, ſuchte das Geſpräch auf die neuern Romanſchriftſteller zu bringen, und handelte dies Kapitel mit Hortenſien genau ab. Die merkwürdigſten neuern Schriften dieſer Gattung, d. h. die am meiſten Senſation im Publiko erregten, wurden vorgenommen; man forſchte nach den Beweggründen zu dieſer Senſation, und ſuchte das Eigenthümliche des Dichters hervor, wodurch es ihm möglich war, einen ſolchen Anhang in der Leſewelt ſich zu verſchaffen. Hortenſia hatte manche mit beſonderer Vorliebe und mit Vergnügen geleſen, und ſie ſah es daher ſehr gern, daß Wilhelm das Geſpräch auf einige ihrer Lieblingsſchriftſteller brachte.

„Wenn wir," meinte Wilhelm, „um die Dichter einzeln in der Nähe zu betrachten, einen allgemeinen Ueberblick auf die Dichtungen van der Velde's werfen, so scheint mir dieser ganz einer Vergleichung mit Schiller würdig. Verstehen Sie mich nicht unrecht; ich meine, was Schiller in der Poesie ist, das ist van der Velde in der Prosa. Nehmen wir auf die Form der Dichtungen beider keine Rücksicht, so staunen wir bei beiden die ungeheuere Phantasie an. Van der Velde, so wie Schiller, zeichnet sich durch Erhabenheit der Darstellung, durch treffliche Charakterschilderung, so wie durch treue Leidenschaftsmalerei, wenn Sie mir gütigst diesen Ausdruck gestatten, in gleichem Grade aus. So groß Schiller im Trauerspiele dasteht, eben so berühmt und vorzüglich ist van der Velde in der Romantik."

„Nur möchte ich," entgegnete Hortensia, „so lieb mir dieser Dichter ist, ihm man-

nichmal den Vorwurf machen, daß er über die reizendsten Situationen so rasch hinwegeilt, und in einigen seiner Werke verspricht der Anfang oft mehr als das Ende."

„Dieser letztere Fehler, den Sie wahrscheinlich auf Arwed Gyllenstierna beziehen, wird von Mehreren und häufig begangen. Bei keiner Erzählung ließ er sich aber gerade so trefflich beweisen, als bei der Novelle Tiecks: der Geheimnißvolle. So wenig Tieck in der literarischen Welt durch seine Gedichte und dramatischen Werke Bewunderung erregt hat, so verdient er dennoch als Novellenschreiber Lob. Seine Gedichte sind meistentheils Spielereien in alten italienischen Versformeln, als Triolette u. s. w., welche von keiner Ausbildung, wohl aber von Ueberbildung der Poesie zeugen. Zugleich gefällt sich Tieck darin, fast in jeder Strophe eine alte, oder besser, eine veraltete Sprachform anzubringen. Sie verlan-

gen gewiß zu diesen Behauptungen keinen Beleg, denn Sie finden die Wahrheit meiner Aussage in jedem seiner Gedichte. Seine dramatischen Arbeiten sind Nachäffungen Shakespeares, Nachäffungen — denn er hat das große Original in keiner Hinsicht kopirt, wohl aber karikirt. — Doch, wir kommen zu weit ab. Wir sprachen von Tiecks Novelle: der Geheimnißvolle, und daran wollte ich Ihnen jenen Fehler hauptsächlich beweisen. Herr Tieck scheint in diesem Werke sich ordentlich über seine Leser lustig gemacht zu haben. Der Anfang der Erzählung ist sehr interessant, und spannt die Erwartung der Leser auf's Höchste, die Auflösung dagegen ist so matt, daß man voller Aerger das Buch hinwirft, wenn man sich so bitter getäuscht sieht. Mit einem Wort, unser Tieck hat dem Publikum einen Streich spielen, es recht neugierig auf den Ausgang seiner Erzählung ma-

chen wollen, er hat seinen Zweck erreicht und — parturit mons et nascitur ridiculus mus." —

Siebentes Kapitel.

Es würde uns zu weit von unserm Plane abführen, wenn wir das ganze Gespräch während der Tischzeit en detail wiedergeben wollten; wir bemühen uns nur, das Allgemeine daraus zu ziehen, und unsern Lesern mitzutheilen, damit sie immermehr die Ansichten Wilhelms kennen lernen.

Hortensia brachte, nachdem sie noch einiges über van der Velde angeführt hatte, das Gespräch auf Laun.

„Bleiben wir," sagte Wilhelm, „bei der Vergleichung eines Dichters mit einem Prosaiker, wie wir es mit van der Velde

thaten, so fühle ich mich versucht, diesen eigentlichen Damenschriftsteller mit dem verewigten Kotzebue zu vergleichen. Gleich diesem rührt Clauren die Menge und reißt Alles dahin. Die angreifendsten, rührendsten, so wie die lächerlichsten Situationen führt er herbei, aber nur zu oft zum Nachtheil seiner Charaktere, die mehr interessant als wahr, mehr glänzend als richtig sind. Er wird noch lange, was er jetzt ist, Lieblings- und Mode-Schriftsteller bleiben, doch ich prophezeie ihm ein gleiches Schicksal, wie Kotzebue es gehabt —"

„Sie meinen doch nicht etwa," fiel Ernst ihm in's Wort, „daß so Einer von den kleinen Romanschreibern ihm einen Stich oder Hieb oder Gift beibringen wird, entweder um den Ruhm, den Clauren ihm vielleicht entzogen, nach dessen Tode wieder zu erlangen, oder aus Aerger über das bedeutende Honorar, welches Clauren erhält, und

das der kleine Mann ihm nicht gönnt, und für seine Schriften gern haben möchte?"

„Mit nichten, lieber Ernst," entgegnete Wilhelm, „so meine ich es nicht. Wenn ich Clauren ein Schicksal, wie Kotzebue getroffen, prophezeie, so verstehe ich darunter ein literarisches Fatum. — Der Damenschriftsteller wird bald gegen eine Masse Feinde zu kämpfen haben, die seinen Ruhm und sein Verdienst antasten werden."

„Nun, wenn es weiter nichts ist, darüber," so meinte Ernst, „kann sich der Mann schon hinwegsetzen. Er ruft seinen Anhängern: „Vergeßt mein nicht!" zu, und trotz aller Recensenten, werden seine Schriften doch überall gelesen werden.

„Ich muß Ihnen auch hier widersprechen," versetzte Wilhelm. — „Im Anfange wird man sich wenig um dies Geschrei der Feinde Claurens kümmern, aber nach und nach wird der Anhang seiner Gegner immer

größer und größer, denn die Menge, welche sich so gern in Sachen des Geschmackes leiten läßt, glaubt am Ende doch den gestrengen Herrn, und — auch Claurens Ruhm wird dahin seyn. Eintreten wird diese Katastrophe sicher; zwar kann sie nicht ewig dauern, denn das Gute muß endlich doch erkannt werden; aber es steht die Frage: ob, wie bei Kotzebue, erst mit seinem Tode die Verfolgung aufhören wird."

„Seyn Sie jedoch versichert, Herr Meister," fiel ihm Hortensia in's Wort, „daß, wenn auch Ihre Prophezeiung eintreten sollte, was ich Clauren nicht wünsche, ich doch nicht aufhören werde, mögen auch tausend und abertausend Recensenten ihn verdammen, seine guten Erzählungen zu lesen und daran Geschmack zu finden."

„Es wäre ja die traurigste Aussicht," fuhr Wilhelm fort, „für einen Schriftsteller, wenn Alle, die ihn sonst schätzten, seine

Werke lasen und lobten, nun durch falsches Urtheil erzürnter Recensenten geleitet, ihn ganz verlassen wollten!! Nein, das hieße der ganzen Welt in diesen Kritikern einen Vormund des Geschmackes setzen, und den wird sich der Gebildete nicht setzen lassen. Clauren wird ewig Anhänger behalten, aber — so wie die Zahl seiner Leser jetzt gestiegen ist, und noch immer steigt, so wird sie, wenn jener Abfall eintritt, immer mehr und mehr abnehmen."

Unser Freund fuhr so fort, und kam auch endlich auf Ernst Wagner zu sprechen, dessen Kunstromane er mit Lob überhäufte. Hierbei erlaubte er sich wieder einen Vergleich und nahm ihn vom Theater. „Sie sehen," sprach er zu Hortensien, „Kotzebue's Kleinstädter, sie finden das Theater übervoll. Alles lacht, selbst der Gebildete wird vom Strudel mit fortgerissen und fühlt unwiderstehlich durch die lächerlichsten Situa-

tionen seine Lachmuskeln angeregt. Dasselbe wandten wir auf Clauren an. Jetzt aber besuchen Sie Göthe's Tasso. Ein kleines Häuflein Zuschauer ist nur versammelt, aber — ich wette — Sie finden unter diesen Zuschauern fast keinen, der nicht auch dies Meisterwerk zu verstehen und zu würdigen im Stande wäre. Dasselbe können wir von unserm Ernst Wagner sagen. Klein ist sein Lesepublikum, aber es sind gebildete Leute, die seine Kunstwerke zu würdigen wissen. Er hat nie einen Abfall seiner Leser zu fürchten, wie Clauren; im Gegentheil, je mehr die Bildung des Volks zunimmt, je größer wird auch die Zahl seiner Leser und Bewunderer werden; denn er ist klassischer Schriftsteller."

Achtes Kapitel.

„Ein, fast wie Clauren, berühmter Romanschriftsteller ist Friedrich Laun. Sobald dieser in seiner Sphäre, die des komischen Romans, bleibt, wird man seine Dichtungen immer mit Vergnügen lesen, obwohl ihnen Gediegenheit fehlt. Seine Personen sind aus dem Leben gegriffen, und, wenn auch die Charaktere nicht stets richtig gehalten sind, so entschädigt uns doch dafür ein angenehmer, leichter Styl. Sein Vorbild in der Schreibart scheint Knigge zu seyn, und zum Lobe Launs können wir hinzufügen, er hat nicht allein dieses Vorbild erreicht,

sondern auch oftmals übertroffen. So leicht und fließend Knigge's Styl in seiner Reise nach Braunschweig ist, so enthält dieser komische Roman doch zu viel Längen und Episoden, die zum Vortheil des Ganzen füglich hätten wegbleiben können. — Der fruchtbare Gustav Schilling, der bereits fast an zweihundert Bände geliefert hat, verräth in seinen Werken vielen Geist. Von van der Velde, Clauren und Laun scheint er ein Compositum. Bald zeichnen sich seine Dichtungen durch erhabene Phantasie, bald durch rührende Situationen, bald bloß durch einen fließenden Styl aus, aber auch er hat seine Mängel. Er gefällt sich darin, seinen Lesern ein Chaos von Charakteren und Begebenheiten vorzuführen, windet sich aber nur mit Mühe heraus, wo denn der Zufall oftmals eine Hauptrolle spielen, ihn aus der Verlegenheit und seine Leser in's Klare führen muß." —

Ernst hatte sich unterdessen mit Emilien, und Felix mit Strahl recht angenehm unterhalten, nach der freudigen Miene zu urtheilen, die in allen Gesichtern herrschte. Die Tafel wurde aufgehoben und, da heute kein Posttag war, so ließ sich Strahl überreden, bei der Gesellschaft zu bleiben. Die Freunde setzten sich in eine Laube; später brachte Hortensia den Kaffee, man schlürfte den von der schmachtenden Emilie dargereichten Trank mit Behaglichkeit aus, und verfolgte die bei Tische abgebrochene Unterhaltung.

Die Neuern wurden nun noch strenger durchgenommen, belobt oder getadelt, je nachdem die Ansicht eines Jeden in diesem gesellschaftlichen Kreise war. Zuletzt kam die Reihe an Hoffmann.

„Das ist mein Mann," sagte Strahl, „ich hielt ihn sonst für einen Schwärmer, aber die Biographie, welche nach seinem

Tode von ihm ein Freund herausgab, hat mich wieder mit ihm ausgesöhnt."

„Hoffmann," meinte Wilhelm, „interessirt durch seine phantastischen Charaktere unwillkührlich jeden Leser. Seine Serapionsbrüder geben uns davon den deutlichsten Beweis, so wie seine Phantasiestücke in Callots Manier. Doch eben seine Phantasie ist es, die ihn zu oft irre leitet. Wie gräßlich ist nicht sein Werk: die Elixire des Teufels? Kann es uns angenehme oder rührende Empfindungen einflößen, die wir doch von einem guten Roman zu verlangen berechtigt sind? Mit grausigen Bildern füllt er unsere Seele an, und auf ein zartes Gemüth muß diese Dichtung nachtheilig einwirken. Was hätte dieser Mann bei diesen Anlagen wirken und schaffen können, wenn er seine Phantasie geregelt und mehr in gewissen Schranken gehalten hätte." —

„Wenn Sie," entgegnete Strahl, „seine

Biographie gelesen haben, so wird Ihnen ganz klar werden, warum Hoffmann gerade so und nicht anders schreiben mußte. Das Unglück hatte ihn zum Spielball auserkoren. Seine äußern Verhältnisse konnten durch die ewigen Ereignisse, die ihm aufstießen, ihn aus seiner Lage rissen, und in steter Unruhe leben ließen, keine Festigkeit bis in sein spätes Alter gewinnen. Alle diese Umstände wirkten mächtig auch auf den Dichter ein, und eben deshalb mußten seine Werke einen so rauhen, phantastischen Charakter annehmen. Die Wirklichkeit hatte ihm alle Annehmlichkeiten versagt, und so war er gezwungen, in seiner Phantasie zu leben, und nur in ihr sein Glück zu finden. Keine Regel konnte ihn hindern, und wie? Sollte er, dem schon das Leben so bittere Regeln vorgeschrieben hatte, die Flügel seiner Phantasie sich binden lassen?! Nehmen Sie dazu seine leidenschaftliche Liebe

zur Musik, überhaupt zu jeder Kunst, und Sie werden hinlänglich dieses phantastische Colorit in seinen Werken sich erklären können." —

Neuntes Kapitel.

Man kam von Hoffmann auf Werner, und Hortensia machte die Bemerkung, daß wie Hoffmann von seiner Phantasie irre geleitet worden sey, so Werner von seinem Gefühl. Was die Ereignisse und unglücklichen Schicksale auf Hoffmanns Werke, das hatten Mysticismus und Frömmelei auf Werners Werke gewirkt. Man ging weiter, man berührte die jetzt lebenden Dichter, die trefflichen Erzählungen Weißflogs und Blumenhagens wurden gerühmt, und Fouqué wurde von den Damen in Schutz genommen, so heftig auch Wilhelm stritt und dieses Dichters sämmtliche Werke in das Mit-

telalter versetzt wissen wollte. Er sprach den Charakteren so wie der Sprache alle Trefflichkeit ab, und nur dem Zauberringe ließ er, wegen mancher herrlichen Situationen, Gerechtigkeit und Lob widerfahren. — „Alle seine Helden," so schloß er seine Rede, „sind Ritter, Ritterweiber, und zarte Jungfrauen, oder haben wenigstens den Charakter solcher, und dies ist nicht etwa in einem seiner Romane oder Erzählungen der Fall, nein — in allen. Wegen dieser Charaktere, die uns viel zu entfernt liegen, und die wir ewig bei ihm wiederfinden, erregt er weniger Interesse. Die Zeiten sind, Gott sey Dank! vorüber, wo durch Göthe's Götz von Berlichingen, eine Fluth von Ritterschauspielen, Rittergedichten und Ritterromanen das Feld der Literatur überschwemmten, und wo man Geschmack an diesen faden Werken fand." —

Traulich hatte die Gesellschaft bis zum

Untergange der Sonne gesessen, als Wilhelm das Zeichen zum Aufbruche gab, indem er sich der Familie, die ihn so gastfrei aufgenommen, herzlich empfahl. Strahl bedauerte, daß er nur immer so kurze Zeit das Vergnügen hätte, seinen wackern Freund bei sich zu sehen, und bat ihn, doch noch einige Tage in der Stadt zu verweilen. Doch unsern Freund drängte die Sehnsucht nach Natalien, nach seiner Heimath, um endlich sich ein Ruheplätzchen nach so langen Wanderungen aufzusuchen, wo er nun in nützlicher Thätigkeit seine Tage zuzubringen hoffte. Er lehnte daher das Anerbieten Strahls ab, und schied nach einer herzlichen Umarmung von einem Manne, den er als Mensch lieben, als Bürger und Hausvater hochschätzen gelernt hatte.

Ernst schien gar nicht zu bemerken, daß Wilhelm bereits Abschied genommen hatte, oder schien wenigstens, weil es ihm ganz

und gar nicht angenehm war, es nicht bemerken zu wollen, doch — der Anstand gebot auch ihm, der Familie Lebewohl zu sagen. Emilie mußte den Eindruck, den ihre Augen auf Ernst gemacht hatten, durch ihre Unterhaltung noch weit vermehrt haben, denn Ernst war jetzt, als er Abschied nehmen sollte, ganz umgewandelt. Er, der komische Held, nahm ordentlich an Wilhelms Rührung bei der Trennung von dieser lieben Familie Theil, kein Spaß kam über seine Lippen, er war still und in sich gekehrt. Strahl reichte ihm die Hand, und ermahnte ihn, wenn ihn je das Schicksal wieder nach dieser Stadt führe, ja nicht einen Besuch bei seinem Freunde zu vergessen. Den wißbegierigen Felix küßte Strahl, es that ihm wohl, in der so verderbten Zeit einen gutgearteten Jüngling, wie Felix es war, gefunden zu haben.

Auf dem Wege nach ihrer Wohnung

sprachen die drei Reisenden kein Wort, und erst als man im Zimmer war, brach Ernst das Schweigen, und gestand unserm Freunde, daß er, so beliebte er sich auszudrücken, total in das allerliebste Mädchen geschossen sey, und daß er, wenn er nur erst Wilhelmen würde zu Natalien gebracht haben, ohnfehlbar hierher reisen und sein Heil ganz ordentlich versuchen wolle.

„Emilie und keine Andere kann je mein Weib werden," rief er aus, „und mögen alle meine Ahnen darüber im Grabe sich umdrehen. Emilie ist die Krone aller Weiber, und wenn ich einen Roman schriebe, würde ich hinzusetzen, und würdig einen Thron zu zieren. Und kurz und gut, wenn mich das Mädel dann will, so mach' ich Hochzeit und lade Sie dazu, Herr Meister, sammt ihrem filius Felix hiermit feierlich ein. Einen Gefallen müßt Ihr mir aber noch heute thun, Ihr müßt mit mir auf

das Wohl meiner Braut anstoßen. Heda, Markör! Hol' de Pest alle feige Memmen, — Sekt, Sekt herbei, vom besten! — Es lebe die Liebe, es lebe der Wein!!"

Um einen runden Tisch setzten sich unsere Freunde, der Kellner brachte Wein herbei, die Gläser wurden gefüllt, und auf Emiliens Wohl, auf Ernsts Braut, und auf die künftige Hochzeit wurde angestoßen. Wilhelm vergaß nicht dabei an Marianen zu denken und auch auf ihr Wohl leerte er sein Glas.

Noch hatte unser Freund seinem Felix nichts von seinem Verhältnisse zu Natalien entdeckt, er scheute es sich auch zu thun, da er jetzt wußte, daß Mariane, seine Jugendgeliebte, die Mutter seines Felix, noch lebe. Wie sich dieser verworrene Knoten lösen sollte, das überließ er dem Schicksal, das gewiß noch Alles zum Besten lenken würde. Und auch wir wollen des-

halb nicht forschen. Ist doch unser Freund jetzt in ruhiger Stimmung, wozu ihm diese trüben? —

Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen in der Frühe ging die Reise weiter. Die Gesellschaft war heiter gestimmt, denn Allen hatte die Bekanntschaft mit Strahl wohlgethan und man sah die Nothwendigkeit der Trennung ein.

Ernst, der sein Herz gegen Wilhelm ausgeschüttet hatte, brütete jetzt über Plane, von denen er aber nichts verrathen wollte. Daß Emilie sein Weib werden sollte, war bei ihm zur Gewißheit geworden; er merkte jetzt mehr als jemals, daß er in Liebe zu dem holden Mädchen entbrannt sey und an der Einwilligung der Eltern zweifelte er

nicht. Eine glückliche Hoffnung belebte also sein liebekrankes Herz. — O wie oft täuscht sie ihre Gläubigen! — und auch Ernst sollte aus seinem schönen Traume so hart gerüttelt werden. — — Die einzige Sorge trübte ihm nur seine glänzende Aussicht, daß er in Ungewißheit war, ob Emiliens Herz noch frei sey, und welchen Eindruck er auf das liebe Mädchen gemacht habe. Sie hatte sich sehr freundlich mit ihm unterhalten, hatte mannichmal seine Ansichten und Bemerkungen gelobt, was aber gab ihm das für Gewißheit von Emiliens Liebe. Konnte, oder war es nicht vielmehr bloße Höflichkeit, die sie dem Gaste schuldig zu seyn glaubte? Und nun in dieser peinigenden Ungewißheit mußte er die Geliebte verlassen, um seinen Freund zu begleiten. Er machte unserm Freunde deshalb Vorwürfe, jedoch suchte Wilhelm ihn von dem Vortheile dieser plötzlichen Trennung zu überzeugen.

Wie leicht, meinte Wilhelm, könne Ernst bei seiner Zurückkunft aus dem Empfange Emiliens absehen, ob und welchen Eindruck er auf das Herz des Mädchens gemacht habe. Gewiß würde Emilie sich jetzt oft, wenn anders Liebe zu Ernst in ihrem Herzen möglich sey, mit dem Andenken an ihn beschäftigen, sein Bild sich vergegenwärtigen, ihm tausend Tugenden beilegen, und so unvermerkt, was vielleicht ein bloßes Gefühl der Freundschaft gewesen, nun in Liebe übergehen können. In jedem Falle sey aber seine plötzliche Abreise oder Trennung von der Geliebten auch für ihn gut, indem er nun klar darüber nachdenken könne, ob es keine flüchtige Neigung, sondern eine dauernde sey, die ihn zu Emilien hingezogen hätte.

Felix konnte an diesem Gespräche keinen Antheil nehmen, beschaute die schönen Gegenden und versetzte sich in seinen Träu-

men nach der pädagogischen Provinz, die er nun für immer verlassen zu haben glaubte. Er hoffte manchen seiner fröhlichen Cameraden wieder zu sehen, denn sie alle mußten ja später oder früher in die Welt treten, um ihr die Talente zu widmen, die sie in jener Provinz ausgebildet hatten. Er hatte hauptsächlich die Landwirthschaft getrieben, und freuete sich sehr, daß er durch den Entschluß seines Vaters die Güter, die er in Verbindung mit Werner gekauft, nun zu verwalten, auch in den Stand gesetzt würde, thätige Hand mit anlegen zu können.

Der Weg war anmuthig. Die Kühle des hereinbrechenden Abends erquickte auf angenehme Weise unsere Reisenden. Die Straße ging durch einen dichten Wald, an dessen Ende ein niedliches Landstädtchen sich anschloß, wo unsere Freunde die Nacht zuzubringen gedachten. Die Gesellschaft wollte sich, nachdem sie sich durch Speise

und Sekt gestärkt hatte, zur Ruhe begeben, als plötzlich einige leise Akkorde auf der Guitarre erklangen. Bald ließ sich auch eine holde Stimme vernehmen, deren Besitzerin in rührenden Tönen von dem Geliebten Abschied nahm. Auch der Geliebte vereinigte seine Klage mit diesen Tönen der Geliebten, und Beide rissen durch diesen Wechselgesang, durch den gefühlvollen Vortrag desselben, unsern Felix und den liebekranken Ernst zur Schwermuth hin. Der Gesang kam aus einem Zimmer des gegenüberliegenden Gasthofes, die Fenster waren offen, aber die Vorhänge herabgelassen. Wilhelm glaubte das Duett in einer andern Sprache schon irgendwo gehört zu haben, er war daher besorgt, keinen Ton zu verlieren, um den Text sich recht deutlich einzuprägen, sogar die letzte Strophe schrieb er in seine Schreibtafel:

Sie.

Es schlägt die bittre Trennungsstunde,
Und reißt mich aus des Jünglings Arm.
Wer heilet nun des Herzens Wunde,
Wer stillet meinen Liebesharm.
O Liebe, Liebe! Lernt ich drum dich kennen,
Um vom Geliebten mich zu trennen?!

Beide.

Dein Bild werd' ich mit Entzücken
Selbst noch in des Todes Schmerz
Fest an meine Lippen drücken,
Fester an mein liebend Herz.

In der Frühe des andern Morgens, als unsere Freunde eben frühstückten, ging Wilhelm zufällig an das Fenster. Er erblickte vor dem gegenüber liegenden Gasthofe einen Wagen, der bepackt dastand, und nur seine Bewohner erwartete. Ein fremder Herr trat zur Thür heraus und ihm folgten drei unserm Freunde sehr wohl bekannte Personen, Hilarie, die junge Wittwe und der junge Maler, mit denen er so glück-

liche Stunden auf dem See bei Mignons Geburtsorte verlebt hatte. Ja, sie waren es! — Er eilte die Treppe hinab, und mit wenigen Sprüngen war er bei den Reisenden. —

Eilftes Kapitel.

Freundlich in dem jungen Lenze,
Strahlet schon der Wiesen Flor,
Und es thau'n des Winters Kränze,
Die der Wald zum Schmuck erkor,
Auch des Nordens eis'ger Sohn
Flieht in seine Heimath schon.

Wenn des Eises Rinde springet,
Das die Fluth gefesselt hält,
Wenn der Lerche Lied erklinget
Und sich Ton mit Ton vermählt,
Dann erglüht in unsrer Brust
Neue Freude, neue Lust.

Singend zieht der Hirt in's Freie,
Munter folget ihm die Schaar,

Bei dem Klange der Schalmeie
Grüßet er das junge Jahr.
Die bekannten süßen Lieder
Bringt der holde Frühling wieder.

Mit der Ankunft des Lenzes erholte sich der Kranke, und Natalie hatte eine herzliche Freude darüber. Die Röthe der Wangen war zurückgekehrt und obwohl das tiefliegende schwärmerische Auge, überhaupt die ganze Gestalt eine von Gram und Unglück gebeugte Seele verrieth, so fanden sich doch noch immer in den regelmäßig schönen Zügen, in dem schlanken Wuchs Spuren einer früheren, ausgezeichneten Schönheit. Die Unglückliche dankte ihrer Retterin mit wenigen, aber herzlichen Worten, und hatte das Leiden der Unbekannten früher Nataliens Mitleid erregt, so erwarb sich die Gerettete jetzt durch die feine Bildung, die sie im Gespräche mit Natalien verrieth, die ganze Achtung derselben.

Als die Unbekannte wieder hergestellt, so war bei Natalien gar nicht mehr die Rede davon, wie lange sich die Fremde noch aufhalten würde? Sie wurde schon zu der Familie gerechnet. Ein edler Wettstreit entstand zwischen beiden Damen, die Fremde wollte ihre Wohlthäterin verlassen, und ihr nicht länger beschwerlich fallen, und Natalie konnte durchaus den Gedanken nicht ertragen, ohne diese neue Freundin, denn das war sie ihr geworden, jetzt zu leben. Die Unbekannte mußte endlich nachgeben; Natalie schloß sie in ihre Arme, und versprach, sie nie wieder zu verlassen.

Eines Abends, da Beide in ungewöhnlich ernster Stimmung waren, besuchten sie den Schloßgarten und setzten sich in eine einsame Laube, welche der eben aufgehende Mond mit mattem Scheine beleuchtete.

„Schon längst, liebe Natalie," fing die Unbekannte an, „bin ich Ihnen, meine

Retterin, meine Wohlthäterin, die Erzählung meiner Schicksale schuldig. Ich habe bisher geschwiegen, denn wahrlich, meine Geschichte ist nicht für so ein reines, schuldloses Gemüth, wie Sie es haben, geeignet. Doch, Sie müssen mich kennen lernen und wenn ich auch den Verlust Ihrer Freundschaft, die mir so überaus theuer ist, befürchten müßte, so kann ich doch nicht länger die Geheimnißvolle gegen Sie spielen. — Ich habe viel gelitten, aber — ich habe meine Leiden verschuldet. Einer Verworfenen haben Sie Ihre Freundschaft geschenkt. — Ach! ich habe meine Vergehungen bereut, aber meine Strafe ist noch nicht vollendet. Hören Sie mich an, und — verstoßen Sie mich; — dann will ich gehen, und den Tod suchen, den ich schon im Herzen trage." —

Zwölftes Kapitel.

Wenn wir einen Rückblick auf die Kunstansichten unsres Freundes werfen, so müssen wir ihnen wenigstens das Lob ertheilen, daß sie bei ihm zur Ueberzeugung geworden sind. Das Schwankende, Unregelmäßige hat ihn verlassen, Besonnenheit und Bescheidenheit in seinem Urtheile, das er aber als das Eigenthum eines gereiften Verstandes mit aller Macht vertheidigt, ruhige und ernste Würdigung des Schönen zeichnen ihn jetzt aus, und haben seinen Geschmack gebildet. Die frühe Leidenschaft zum Theater ist übergegangen in ein Wohlgefallen an ächten Kunstwerken und in Anerkennung des angeneh-

men Eindrucks einer musterhaften Darstellung auf das Gemüth. Der Künstler selbst scheint ihm aller Achtung würdig, sobald er, was jeder Künstler sollte, mit voller Liebe seinen Gegenstand umfaßt. Er liebt die Dichtkunst als eine schöne Gabe des glücklichen Genies, er würdigt das Talent, aber er verachtet auch Verschrobenheit und Unsinn, wenn letzterer auch in ein noch so angenehmes Gewand gehüllt ist. Der Gedanke, der Zweck des Kunstwerks und die Ausführung, dies sind die drei Anforderungen, die er an jedes Dichterwerk, und zwar in dieser Ordnung macht.

Ein Gedanke, oder wenn wir es allgemeiner ausdrücken wollen, ein Sujet muß in der Dichtung enthalten seyn; ohne dieses kann sie zwar der Form nach schön seyn, aber sie bleibt ein fades Reimgeklingel, die Seele mangelt dem Ganzen, es fehlt ihr Leben und Wärme, und statt zum Mitge-

fühl uns anzuregen, läßt sie uns kalt; sie ist mit einem Worte, eine täuschend nach dem Leben geformte Wachsfigur, sie heuchelt Leben, wir berühren ihre Hand, — kein Puls, keine Lebenswärme ist vorhanden, es bleibt ein todtes Bild.

Auch einen Zweck verlangen wir von jeder Dichtung, sey sie noch so unbedeutend. Es soll das Werk uns entweder belehren, rühren, unterhalten, oder Lächeln abzwingen. Je vollkommner dieses Ziel erreicht wird, um so vollkommner ist auch das Werk. Ohne einen solchen Zweck ist das Ganze nur eine Tändelei oder — Unsinn.

Als drittes Erforderniß nannten wir die Ausführung, und darunter verstehen wir, daß die Form und Sprache dem Gedanken und dem Zwecke der Dichtung müsse angemessen seyn. Ohne diesen Schmuck scheint das Gedicht uns ein nacktes Kind, das durch

die Welt läuft, und — das Mitleiden der Menge in Anspruch nimmt.

Das ungefähr waren die Ansichten Wilhelms über ein Gedicht, und nach diesen Grundprincipien beurtheilte und würdigte er es. Ob seine Meinung Gehalt hat, ob sie vor dem Richterstuhle der Kritik bestehen kann? wagen wir im Gefühl unsrer Schwachheit nicht zu entscheiden. Genug, daß Wilhelm so dachte, so hatte er doch wenigstens eine Theorie sich erzeugt, der er, sie möge nun alt oder neu seyn, doch wenigstens konsequent blieb. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hatte er die klassischen Werke, er hatte aber auch die neuern Dichter gelesen, und so konnte er bald das Bessere hervorsuchen und von dem Schlechtern unterscheiden.

Er hatte in seinen frühesten Jahren als Jüngling Beruf zur Dichtkunst in sich gefühlt; er hatte selbst, wie wir uns aus seinen Lehr-

jahren noch erinnern, auf dem Schlosse des Grafen zu einer Feier ein dramatisches Gedicht geliefert, welches Beifall erhalten hatte. Aber je älter er wurde, je mehr sein Urtheil sich schärfte, desto mehr sah er auch ein, wie wenig diese Jugendarbeiten seinen Anforderungen genügten, wie der Beifall, der seinem dramatischen Werke ertheilt wurde, nur der festlichen Gelegenheit und allenfalls der gelungenen Darstellung zuzuschreiben war. Mancher Jüngling, der im Wahne steht, in ihm lodre das heilige Feuer der Dichtkunst, und nun seine armseligen Schöpfungen, — die er, als Vater, von übergroßer Liebe irregeleitet, nicht als solche erkennt, — vom Kunstrichter verworfen sieht, eifert gegen hämische Kritik und partheiliche Recensenten. Andere, denen der Wahn durch ihre eigene Kritik genommen, werfen das unglückselige Machwerk in's Feuer, und zürnen mit dem Schicksal, daß es ihnen Genie vorgelogen.

Nicht so Wilhelm. Als ihm klar wurde, daß er weder zum Dichter, noch überhaupt zum Schriftsteller Talent habe, gab er diese Beschäftigung ruhig auf, und beschloß, wenn er selbst auch keine Kunstwerke schaffen könne, doch die großen Männer mit Eifer zu lesen, zu bewundern und seinen Geschmack darnach zu bilden. —

Doch, wir müssen innehalten. Schon erblickten die Reisenden das Ziel ihrer Fahrt und bald war es erreicht. Wilhelms Herz schlug heftig. Der Wagen hielt am hintern Gartenthore. Die Freunde stiegen aus und gingen die Pappelallee nach dem Schlosse. Zwei weibliche Gestalten kamen vom Wohngebäude her, und näherten sich ihnen. Wilhelm erkannte sie, und mit dem Ausrufe: „Mariane!“ sank er leblos in Felix und Ernstens Arme. —

Ende des ersten Theils.

Folgende, sehr empfehlenswerthe Bücher sind in allen Buchhandlungen Deutschlands um beigesetzte Preise zu haben.

Wilhelm Meisters Wanderjahre. 3 Thle. Zweite verbesserte Auflage. 8.
3 Thlr. 4 Gr.

— — 1ste Beilage, enthält: Wilhelm Meisters Tagebuch. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

— — 2te Beilage, enthält: Gedanken einer frommen Gräfin. 8.
1 Thlr. 8 Gr.

Novellenschatz des deutschen Volkes. Herausgegeben von Ludw. Pustkuchen. Mit einem Vorwort vom Verfasser von Wilhelm Meisters Wanderjahren. 3 Bde. mit Kupfern. 8. geh. à Band 1 Thlr. 12 Gr. 4 Thlr. 12 Gr

Perlenschnur, die. Aufgereiht vom Dr. Pustkuchen. 2 Theile. Mit 1 Kupfer. 8.
1 Thr. 20 Gr.

Albiny, J., Herzlande von Rappoltstein oder die Verbrecherin aus Eifersucht; das Strafgericht und der Reinsteiner. Rittergeschichten aus dem Mittelalter. 8.
1 Thlr. 4 Gr.

Schmidt, Gramberg, Schlüter, Elise Bürger, Horstig, Nonne, Goldmann, Rese, Depping, Prätzel u. a. m. Herausgegeben von Fr. Raßmann. 1 Thlr. 8 Gr.

Abentheuer im Walde, das, oder Therese. Roman vom Verfasser der Liebesprobe. 2 Bändchen mit 1 Kupfer. 1 Thlr. 20 Gr.

Abentheuer und Wallfahrten, merkwürdige einer Baronesse. Oder Libertine in der Jugend und Betschwester im Alter. Komischer Roman aus der Gegenwart. 2 Thle. 1 Thlr. 12 Gr.

Adele, oder das grausame Verhängniß. Ein Roman vom Verfasser der Blutsauger. 18 Gr.

Ahnherr, der, oder das Gespenst in der Felskluft. Ritter- und Geistergeschichte von C. Hildebrandt. 3 Theile. Mit 1 Kupfer. 3 Thlr. 6 Gr.

Almathologie, prosaische. Enthaltend Erzählungen von Langbein, Lafontaine, Schreiber, Rochlitz, Reinbeck und St. Schütz. 1 Thlr. 8 Gr.

Alwine, oder die wiedergefundene Tochter. Nach dem Engl. der Mistris Robinson. 1 Thlr. 4 Gr.

Artur, der schöne Murmelthierführer, oder das einsame Waldhaus in den Vogesen. 1 Thlr. 4 Gr.

Aurelie, die unglückliche Fürstentochter, oder Wahrheit und Trugschlüsse. Roman von Philippine von Mettingh. 1 Thlr. 18 Gr.

Aurora, Gräfin von Königsmark. Ein historischer Roman von Wilhelmine von Gersdorf. 2 Theile. 2 Thlr.

Austernschmaus, der. Die Liebschaft im Keller. Die Tanzwiese. Von C. Nicolai. 16 Gr.

Balduin und Amanda, oder Mönchswuth und Klostergreuel. Ein historisch-romantisches Gemälde deutscher Seelengröße und Nichtswürdigkeit. Aus den Ritterzeiten. Mit 1 Kupfer. 1 Thlr.

Bandit, der, in Rom, oder die schreckliche Verwechselung. Vom Verfasser des „Albert von Reinstein." 3 Theile. 3 Thlr. 4 Gr.

Banditenhöhle, die, von Caraffro. Roman von C. Nicolai. 1 Thlr.

Bankerott, der. Die Hiobspost und andere Schwänke und Erzählungen von C. Hildebrandt. 1 Thlr.

Beispielsammlung von edlen Thaten und Niederträchtigkeiten, aus dem Leben guter und böser Menschen neuerer Zeit. 3 Thle. 1 Thlr. 18 Gr.

Belzebulo, oder die entdeckte Entführung. Ein Roman in 12 Kapiteln. 18 Gr.

Benno von Rabeneck, oder das warnende Todtengerippe im Brautgemach. Eine Rittergeschichte aus dem 13ten Jahrhundert. Vom Verfasser des „Albert von Reinstein." 2 Theile. 1 Thlr. 16 Gr.

Bilder edler und unedler Weiblichkeit, in Geschichten tugendhafter und nichtswürdiger Weiber, aus den Zeiten der Griechen und Römer. Eine Lectüre für Deutschlands edle Töchter. 20 Gr.

Bilder, schwarze, aus der Vorzeit von C. Hildebrandt. 20 Gr.

Blätter, bunte, enthaltend launige Erzählungen aus der wirklichen Welt, für Leser mit und ohne Brille. 1 Thlr.

Blutsauger, die. Ein Roman. 1 Thlr. 4 Gr.

Blutschwerdt, das, auf der Gerosburg, oder die strafenden Geister. Rittergeschichte aus dem 13ten Jahrhundert. 3 Theile. 3 Thlr. 4 Gr.

Wilhelm Meisters

Meisterjahre.

Zweiter und letzter Theil.

Quedlinburg und Leipzig 1824,
bei Gottfried Basse.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Ungefähr zwei Posten von Voghera auf der Straße nach Genua, da, wo die Borchetta, das unzugänglichste, steilste und höchste Gebirge der Appeninen, ihren Anfang nimmt, liegt Tortona. Die reiche, blühende und unabhängige Stadt ist jetzt ein todter, verfallener Flecken von kaum 8000 Einwohnern. Die Festung auf einer Anhöhe jenseit der Scrivia, wo in früherer Zeit das edle Haus der Balsamos herrschte, liegt in Trümmern; nur Ruinen bezeichnen das Grab der edlen gräflichen Familie, die einst Tortonas Flor und Ansehen begründete. Auf einem steilen abgelegenen Pfade, durch wild verwach-

sene Gesträuche gelangt der Wanderer nach manchen Kreuz- und Querzügen auf die Anhöhe. Ungeheure Steinmassen, die Überreste des gräflich Balsamoschen Schlosses, bieten sich hier dem Auge dar, sie scheinen der Ewigkeit trotzen zu wollen und geben doch selbst den Beweis, daß Alles Irdische vergänglich ist.

Eduardo Balsamo war der letzte glückliche Beherrscher dieser reichen Grafschaft. Gleich wie das Schicksal diesem Helden Ehre, Ruhm, Macht und Ansehen verliehen hatte, in eben demselben Grade war Eduardo Balsamo ein glücklicher Gatte und Vater, aber er verdiente auch sein Glück. Die Regierungsgeschäfte, die Sorge für das Wohl seiner Unterthanen, für sein Ansehen bei den andern Fürsten Italiens, vermochten nicht seinen Charakter unempfänglich für die Freuden des häuslichen Lebens zu machen; in der Liebe seines Volkes, sei-

ner Gattin und seines Sohnes suchte und fand er den Lohn seiner Thaten.

Arnolpho, der Sohn dieses Helden, war bereits zum Jüngling herangereift, von der Natur hatte er eine hohe schöne Gestalt und ein offenes, allen guten Eindrücken empfängliches Herz, zum Geschenk erhalten. Die große Seele des Jünglings war durch das Beispiel und durch die Erziehung des Vaters reich mit Tugenden ausgestattet worden und so war Arnolpho an Körper und Charakter das treuste Abbild des edlen Vaters.

Schon seit einiger Zeit brannte der Jüngling vor Begierde, seinen Durst nach Thaten zu stillen. In Italien herrschte Ruhe, kein Feind bedrohete das glückliche Land, nur in dem angrenzenden Deutschland war ein verheerender Religionskrieg ausgebrochen; diese Gelegenheit ergriff Arnolpho; auch die Sehnsucht, die Welt jenseits der

Appeninen kennen zu lernen, war in ihm erwacht und er bestürmte daher den Vater mit Bitten, ihn zu dem deutschen Kaiser ziehen zu lassen, und mit diesem für seine Religion zu kämpfen. Den Wunsch des Sohnes billigte der Vater. Auch er hatte in seiner Jugend das Schwert tapfer geschwungen, manchen Feind besiegt und Ruhm sich erkämpft, auch er haßte die Feinde des wahren Glaubens und so ließ er gern mit seinem väterlichen Segen den Sohn hinausziehen in die Welt und in den Kampf, damit er seinen Durst nach Thaten stillen sollte. Schwerer wurde dem mütterlichen Herzen, sich von dem geliebten Sohne zu trennen, doch des Vaters Gebot, des Sohnes Wunsch besiegten die Thränen der Mutter und nach mancher zärtlichen Umarmung ließ sie ihren Arnolpho in die Fremde wandern.

Voll schöner Hoffnungen, schwelgend

im Traume des reichlich zu erwartenden Glückes riß sich der Jüngling aus den Armen der liebenden Eltern, warf sich auf sein muthiges Roß und trabte hinaus in die weite Ferne, Ehre und Ruhm sich zu erbeuten und des Namens seiner Väter würdig zu machen. Zwanzig Sommer zählte Arnolpho, als er das väterliche Schloß verließ und nur der Abschied von seinen guten Eltern, von den Tummelplätzen seiner Jugend kosteten ihm Thränen, ihm war noch der Liebe beseligendes Gefühl nicht bekannt, noch hatte kein weibliches Wesen einen Eindruck auf sein Herz gemacht, und leicht und fröhlich zog er daher über die Appeninen nach dem Hoflager des deutschen Kaisers.

Des Jünglings Name, seine ritterliche Tugend und das kräftige Benehmen gewannen ihm bald eine Hauptmannsstelle in dem Heere des Kaisers. Bei jeder Gelegenheit zeichnete sich der junge Italiener vortheilhaft

aus und manchen Sieg hatte das Heer der Rechtgläubigen des Jünglings Tapferkeit, Muth und Besonnenheit zu danken.

Ein Waffenstillstand gebot dem Blutvergießen endlich Halt, das Heer bezog die Winterquartiere, um sich zum neuen Angriff zu stärken und Arnolphen führte das Schicksal nach einem kleinen, anmuthigen Landstädtchen. Er war in dem letzten Treffen durch eine feindliche Flintenkugel am Arm verwundet. Glücklicherwise hatte man ihn eben nach diesem Städtchen in das Haus eines wackern Mannes gebracht, der früher selbst Officier war, und nun an den Leiden des Jünglings herzlichen, warmen Antheil nahm. Der alte Selinor sorgte väterlich für den Verwundeten und Mariane, seine sechzehnjährige Tochter, theilte mit ihm die Pflege desselben. Sehr zur gelegenen Zeit kam der Waffenstillstand, denn unmöglich hätte Arnolpho in ruhiger Sorglosigkeit die

Heilung seiner Wunde abwarten können, während er seine Kriegskameraden, die Anhänger und Vertheidiger seines Glaubens in Gefahr und Kampf wußte, und das hätte des Jünglings Genesung gewiß verzögert, oder vielleicht gar unmöglich gemacht. So aber, wie die Sache jetzt stand, wo Friede wenigstens für den Augenblick allen Feindseligkeiten ein Ende gemacht hatte, fügte sich Arnolpho gern in die Nothwendigkeit, auf einige Zeit ganz der Ruhe sich zu widmen.

Unmittelbar tödlich war die Verletzung am Arm nicht, aber durch Nachlässigkeit und Sorglosigkeit hätte sie es leicht werden können.

Mariane, welche sich das Recht nicht nehmen ließ, pflegte, ungeachtet der Besorgnisse des gutmüthigen Wundarztes, den Gast, als wäre er ihr Bruder; sie saß an seinem Bette, legte den Verband mit zitternder Hand

um den Arm des kranken Jünglings, und Purpurröthe überzog das zarte Antlitz, wenn ihr reines Auge dabei dem schmachtenden Blicke des blassen Arnolpho begegnete. Je öfter sich die Blicke Beider begegneten, je wärmer und herzlicher Mariane für den Kranken sorgte und ihn pflegte, um so inniger auch und zärtlicher wurde das Verhältniß zwischen Arnolpho und seiner lieben Wärterin.

Zweites Kapitel.

Marianens Freundlichkeit, ihr Liebreiz, ihr stilles Betragen hatten einen mächtigen Eindruck auf das Herz des Jünglings gemacht. Mit Wohlgefallen weilte sein Auge auf der lieblichen Gestalt der Jungfrau, und auch sie fühlte sich besiegt von des Italieners Feuerblick.

Drei Monate hatte Arnolpho an seiner Wunde darnieder gelegen, endlich wurde der letzte Verband abgenommen und der Wundarzt erklärte ihm seine Freiheit. Ein freudiger Schreck durchzuckte gleich einem Blitze das Antlitz der holden Mariane und verrieth

so die stille Neigung, die sie im Busen für den schönen Jüngling hegte.

Arm in Arm ging Arnolpho mit Marianen am ersten Abend seiner Genesung in den einsamen Gängen des Gartens und erschöpfte sich in herzlichen Danksagungen für die zärtliche Pflege des lieben Mädchens. „Theure Mariana!" — rief Arnolpho, „Euch allein verdanke ich meine glückliche Wiederherstellung, ohne Eure Milde, ohne Eure Sorgfalt läge ich vielleicht jetzt noch auf dem Krankenlager, geplagt von Schmerz und Unruhe. Wie soll ich Euch lohnen für das Gute, das ihr einem Fremden so liebreich erzeigtet? Ich bin hier allein, weit entfernt von meinem Vaterlande, weder Mutter, Schwester noch Bruder konnten mir Hülfe in meinen Leiden bringen, da fand ich Euch und Ihr waret mir Mutter, Schwester und Bruder."

„Ich erfüllte nur die Pflicht der Men-

schenliebe," entgegnete Mariane, „was bedarf es da des Dankes, schweigt davon, ich bitte Euch. Euer mildes, freundliches Auge, Euer blasses Gesicht und der blutende Arm empfahlen Euch uns und gern erfüllte ich meine Schuldigkeit; leider war diese nur gering, doch mit Freuden hätte ich alles, ja Alles, für Euer Leben gewagt."

„Mariane, darf ich es glauben? So liebreich waret Ihr gegen einen Fremden?"

„Fremden? Eure Leiden machten Euch zu meinem —" hier senkte sich das Auge der Jungfrau, eine dunkle Röthe überzog ihr Gesicht und mit zagender Stimme setzte sie hinzu — „Bruder." Während dieses Gesprächs hatte Arnolpho unwillkührlich, vom geheimen Drange seines Herzens getrieben, den Arm um den Nacken Marianens geschlungen, sie wehrte es nicht ab, lehnte ihr Köpfchen an die Schulter des Jünglings und seufzte tief. Ein Augenblick, und

Beide lagen sich in den Armen, ein seelenvoller Kuß vereinigte die Herzen Beider. Die Liebenden hatten sich gefunden, ihr Gefühl hatte sie überwältigt, was bedurften sie da der Sprache?

Selige Tage verstrichen jetzt den Liebenden. Der Vater Marianens hatte durch das Geständniß Arnolphos das Geheimniß erfahren. Lange widerstand der alte Selinor dem Flehen Beider; er rief dem Jüngling seine erhabene Geburt ins Gedächtniß, predigte über Mißheirathen, über die Armuth und Dunkelheit seines Standes, über Mariens Einfachheit. — Vergebens; der glühende Italiener hatte sich einmal sein Ziel gesteckt, das mußte er erreichen oder untergehen. Es war des Jünglings erste, heiße Liebe, die so gewaltsam seine Vernunft in Fesseln geschlagen, und was dachte der zwanzigjährige Arnolpho auch an Convenienzen oder Mißheirathen? Mariane war

ihm erschienen wie eine Heilige, es war die erste schöne Jungfrau, die so liebend sich ihm hingegeben, deren Seele ihm so offen dalag, und ihr Besitz schien ihm jetzt das höchste Glück, das schönste Ziel seines Lebens.

„Nun denn!" rief der alte Selinor, „so nimm sie denn hin mit meinem Segen, doch vergiß, Arnolpho, Deine biedern Eltern nicht. Auch ihnen kommt hierbei eine Stimme zu, und leider fürchte ich, sie werden niemals die Vereinigung meiner, eines armen Soldaten Tochter, mit Dir, dem mächtigen Grafen Balsamo, zugeben."

„Mein Vater!" entgegnete Arnolpho, „da kennt Ihr meine Eltern schlecht. Mein Wunsch ist auch der ihre. Was fragen wir nach Stand und Geld? Das Herz meiner Mariane gilt mir mehr, als wäre sie eine Fürstin."

— „Bald beginnt auf's neue der Krieg,

nur wenige Wochen noch dauert der Waffenstillstand, dann, Arnolpho, mußt Du wieder hinaus, Deiner Pflicht gemäß in die Schlacht und die Geliebte verlassen. Wer weiß, was uns Allen das Schicksal bis dahin bestimmt hat. Ziehe hinaus, Arnolpho, ich werde Dir Deine Mariane bewahren, und ist der Friede errungen, hast Du Deiner Pflicht genügt und herrscht Ruhe in meinem Vaterlande, dann laß uns aufmachen und nach Deiner Heimath zu Deinen Eltern reisen, dort will ich Dir dann mit Freuden am Altare mit Beistimmung der Deinigen mein Kind zur Gattin geben."

Arnolpho mußte, so ungern er es auch that, sich dem Willen des Vaters seiner Mariane fügen. Die wenigen Wochen waren verstrichen, schon hörte man überall Waffengetöse, Anstalten, Rüstungen zu neuen Kämpfen wurden gemacht, und auch Arnolpho erhielt Befehl, mit seiner Schaar dem

Feinde entgegen zu eilen. Schwer wurde den Liebenden der Abschied. Noch spät am Abend lagen Beide in süßem Selbstvergessen einander in den Armen, heiße Küsse wurden gewechselt, Begierden erwachten, des Italieners Adern durchrollte Feuer, Mariane war der Besinnung nicht mächtig, ergab sich dem stürmenden Jüngling und — der Engel der Unschuld löschte das Lämpchen der Jungfrau.

Drittes Kapitel.

Aufs Neue wüthete der Gott des Krieges. Das schöne Deutschland, wo Friede, Ruhe, Kunst und Wissenschaft ehemals blühete, bildete jetzt nur ein Schlachtgemälde. Der Friede war gewichen, die Ruhe dahin, und Kunst und Wissenschaft flohen vor dem Geräusch der Waffen. Die Verheerung des Landes war groß, der Mangel, das Unglück der Landbewohner stieg immer mehr und mehr, und noch war der Sieg unentschieden. Unter dem Panier des Kaisers focht Arnolpho tapfer, er ward bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet, ihn beseelte Muth und Liebe,

er scheuete keine Gefahr, und war immer der Erste in den feindlichen Schaaren.

Das Kriegsglück war auf beiden Seiten bisher gleich gewesen und mit Recht vermuthete man daher, es stehe ein langwieriger Kampf noch bevor, ehe die Fackel des Krieges erlöschen würde, da wider alles Erwarten — ertönt der freudige Ruf: Friede, Friede! und mit dankendem Herzen stimmt das ganze Deutschland in diesen Ausruf: Friede, Friede!!

Wahrscheinlich verdankte das unglückliche Land dieses Glück einem geheimen diplomatischen Unternehmen; doch wie es gekommen? wodurch dieser Friede bewerkstelligt? blieb lange Zeit für die Welt ein undurchdringliches Geheimniß.

Süß klangen unserm jungen Arnolpho die Töne des Friedens, sein sehnlichster Wunsch schien erreicht, er fühlte sich glücklich, selig und konnte die Zeit nicht erwar-

ten, wo er seinen Abschied erhalten und zu seiner innig geliebten Mariane zurückkehren würde.

Bisher war das Glück dem Jüngling gewogen, selbst die Verwundung in der Schlacht hatte mittelbar zu seinem Heile beigetragen, denn er lernte ja eben dadurch die schöne Mariane selbst, und ihr edles Herz kennen, und war Mariane ihm nicht das höchste Glück?? — Fortuna ist ein Weib, Eifersucht beherrscht sie, und ihrem Charakter getreu wandte sie plötzlich den bisher so treu geleiteten Jünglinge den Rücken, um ihn nie wieder ihres Anblickes zu würdigen, nie wieder mit einem Lächeln zu beglücken.

Arnolpho hatte schon Anstalten zur Reise nach Marianens Wohnort gemacht, und eben wollte er sich zur Ruhe begeben, um zur morgenden Fahrt sich zu stärken und von angenehmen Träumen, Gaukelbildern

der Zukunft, sich unterhalten zu lassen; da meldete ihm sein Hauswirth die Ankunft eines reitenden Boten aus Italien mit Briefen an den jungen Grafen. Der Jüngling, Nachrichten von Hause erwartend, ließ unverzüglich den Boten vor sich kommen. Pedro, der alte Kammerdiener des Grafen, trat in Arnolphs Zimmer.

„Pedro!" rief Arnolpho, „Pedro, Du hier? Was bringst Du mir für Nachrichten? Wie geht es in meiner lieben Heimath?"

Pedro zuckte die Achseln.

„Wie? Du sprichst kein Wort, zuckst mit den Achseln? Um Gottes willen, Alter! welch Unglück führt Dich zu mir her?"

„Mein guter Herr!" — rief gerührt der alte Pedro aus, und wischte sich eine Thräne aus den matten Augen, — „Nein, nein ich kanns nicht sagen, da lesen Sie

selbst," und hiermit übergab er dem erschrokkenen Jünglinge einen Brief seiner Mutter.

Rasch entfaltete Arnolpho das Schreiben. Viel Unglück war für Arnolpho in den wenigen Zeilen. Mit Anblick dieses Briefes sollte er ungesäumt mit Pedro nach Tortona zurückkehren, denn sein Vater, der alte Graf, läge bereits seit acht Tagen sehr krank darnieder, der Arzt hätte alle Hoffnung aufgegeben, und nun verlange der Vater sehnlich nach seinem lieben Sohne, um vor seinem Ende ihn noch einmal sehen und segnen zu können.

Mächtig erschütterte diese Nachricht den Jüngling, gefangen sah er sich jetzt, eingeschlossen von zwei für diesen Augenblick entgegengesetzten Pflichten. Auf der einen Seite warf der kranke Vater in seiner letzten Stunde voller Erwartung den Blick in die Ferne, um den geliebten Sohn noch einmal in

die Arme drücken zu können, noch einmal, ehe der Tod ihn in das Reich der Schatten führte. Die Kindesliebe zog Arnolphon nach dem Krankenlager des Vaters. Auf der andern Seite stand die geliebte Mariane und wartete mit klopfendem Herzen ihres Theuern, ihre zarten Arme waren schon geöffnet, ihn zu empfangen; Arnolpho malte sich die Scenen des Wiedersehens in seiner Phantasie mit freundlichen Farben aus, und er schien alles zu vergessen, um in die geöffneten Arme seines Mädchens sich zu stürzen. Doch nein, der edle Jüngling focht muthig in diesem Kampfe und siegte. Die Kindesliebe behielt die Obergewalt, das Bild des kranken, sterbenden Vaters verdrängte aus seinem Innern die schönen Phantasiegemälde des Wiedersehens seiner Mariane und entschlossen war er sogleich, statt der Reise zu seinem Mäd-

chen, die Fahrt nach seiner Heimath anzutreten.

In einem zärtlichen Briefchen meldete der Jüngling mit wenigen Worten seiner Mariane den Unfall, der ihn betroffen und ihn zur schleuniger Rückreise nach Italien nöthige, wiederholte ihr die Schwüre seiner ewigen Liebe und versprach so schnell als nur möglich zurückzukehren.

Mit der größesten Eile besorgte er seine Angelegenheiten, ließ seine Sachen packen, spornte auch Pedron, der sich gern erholen wollte, zur Rückreise an, sorgend, daß es vielleicht zu spät sey und er den Vater nicht mehr am Leben finden könne. O jede Minute war ihm kostbar, schien ihm jetzt Geldes werth und ehe noch der Morgen zu tagen begann, fuhr er in Gesellschaft des Alten, in einem mit vier raschen Pferden bespannten,

leichten Wagen zum Thor hinaus, immer nach Süden, der lieben Heimath zu.

Viertes Kapitel.

Ohne Aufenthalt ging die Fahrt vorwärts. Tief eingehüllt in seinen Reisemantel saß Arnolpho in der einen Ecke des Wagens, in dumpfes Hinbrüten verloren. Er achtete nicht auf den in dem andern Winkel sorglos schlafenden Pedro, und machte zuweilen seinem gepreßten Herzen Luft durch einen Seufzer, den er mit dem Namen Mariane begleitete. Dem träumenden Diener entging dieser Ausruf nicht und, vermöge einer von der Natur ihm verliehenen Schlauigkeit, setzte er zu diesem Seufzer und zu dem Namen Mariane einen Roman hinzu, dessen Held an seiner Rechten saß. Erfahren

war Pedro in dieſer Hinſicht, darum verrieth ſich der Pfiffige auch nicht durch plötzliches Aufwachen, nein, er ſchien ruhig fortzuſchlafen, ſchmunzelte ein weniges und bauete im Stillen Pläne, wie er dem Jünglinge ſein Geheimniß entreißen, wie er daſſelbe dann der gnädigen Frau Mama mittheilen und welchen Vortheil in pecuniärer Hinſicht er, der Vertraute und Spion, ſich verſprechen könnte.

Ein unſanfter Stoß gab ihm Gelegenheit, mit Manier aus dem quasi Schlafe zu erwachen und ein Geſpräch mit ſeinem Herrn anzuknüpfen.

Pedro holte weit aus, da er ſah, wie finſter, in ſich gekehrt und nachdenkend ſein Herr da ſaß; er erzählte ihm einiges von der Heimath, worauf Arnolpho nur wenig Acht gab, und ließ unter andern fallen, die gnädige Frau Mama habe ſchon daheim

ein schönes und reiches Fräulein auserkoren dem jungen Herrn zur Braut.

Nicht der Donner des Geschützes in dem wüthendsten Gefechte vermochte den Jüngling so zu erschrecken und sein Inneres zu ergreifen, als diese wenigen Worte Pedros.

„Pedro!" rief Arnolpho, „wie ist das möglich? Wie vermag meine Mutter jetzt, da der Vater so gefährlich darnieder liegt und dem Tode nahe ist, an so Etwas zu denken?"

„O gnädiger Herr," erwiederte der schlaue Diener, „nicht jetzt erst hat die gnädige Frau Mutter sich nach einer würdigen Braut für sie umgesehen. Als Sie vor einem Jahre uns verließen, da dachte sie schon daran, sie warf ihre Hoffnung auf eine schöne Jungfrau aus dem Hause Visconti und trägt sich nun seit einem halben Jahre mit dem Plane herum, die edle Ro-

salba mit Euch vereinigt zu sehen. Die Krankheit ihres Gemahls hat ihrer mütterlichen Sorge für Euer zukünftiges, häusliches Glück nur noch mehr Nahrung gegeben und gebt Acht, gnädiger Herr, ob sie nicht in den ersten Tagen des Wiedersehens Euch ihre Wünsche wird vertrauen. — Rosalba ist ein schönes Mädchen, wahrlich die schönste Dame Mailands und eine Tonne Goldes, eine Grafschaft ist ihre Mitgift."

Finster saß Arnolpho da und erwiederte nichts auf das Geschwätz des Dieners.

„Nun," fuhr Pedro nach einer Pause fort, „meine Nachrichten, so angenehm sie auch sind, scheinen Euch doch nicht zu erfreuen? Aha, ich merk' es schon, Ihr seyd der gnädigen Mama zuvorgekommen; in Deutschland giebt es auch der schönen Jungfrauen Viele. Gewiß ist es einer gelungen, Euch in ihr Netz zu ziehen. Nicht wahr,

gnädiger Herr? O seyd nicht so zurückhaltend gegen mich, den treuen Diener Eures Hauses. Ich hab Euch oft auf meinen Armen getragen, Euch in Eurer frühen Jugend auf den Rappen gehoben und manches Spiel mit Euch vollführt. Mir könnt Ihr Euch schon vertrauen. Wer weiß, ob ich Euch nicht noch recht nützlich werden kann? Wenn Ihr mich gebrauchen könnt, zählt auf mich, gnädiger Herr, mein Leben für Euer Wohl."

Pedros Worte wirkten. Arnolphos leichtgläubige Jugend traute dem Gefährten seiner Kinderjahre, und der Diener war bald Theilnehmer des Geheimnisses, das in des Jünglings Busen bisher verschlossen war; und seiner Rolle getreu, spiegelte Pedro seinem Herrn die freundlichste Zukunft, die Einwilligung der Gräfin dem liebenden Arnolpho vor, und triumphirte im Geheim über die Schlauheit, mit der er

so bald des Jünglings ganzes Herz ergründet hatte.

Bald hatten die Reisenden Tortona erreicht. Mit Hast bestieg Arnolpho, dem das Herz gewaltig vor banger Ahndung schlug, die Anhöhe zu dem Schlosse. Seine Eile war nicht vergebens, der Jüngling kam noch gerade zur rechten Zeit zu dem Krankenlager des Vaters, damit dieser den Sohn segnen und in seinen Armen den Geist aushauchen konnte.

Arnolphos Schmerz war groß, unaufhaltsam flossen die Thränen dem geliebten geschiedenen Vater und vergessen war für den Augenblick sein zärtliches Verhältniß zu der Deutschen, Marianens Bild aus seiner Phantasie durch trübe Gedanken, durch Gram und Thränen verdrängt.

Während der Sohn in Trauer das Grabmahl seines Vaters besuchte, erforschte die besorgte Mutter bei Pedro, wie und wo

dieser den Sohn angetroffen? Der geschwätzige Pedro war froh, jetzt Gelegenheit gefunden zu haben, das Geheimniß, das ihm der Sohn seines gnädigen Herrn vertraut hatte unter dem Siegel der Verschwiegenheit, an die rechte Frau bringen zu können.

Ein freudiger Schreck schien es eben nicht zu seyn, welcher sich der Gräfin bei Anhörung dieser so unvermutheten Neuigkeit bemächtigte. Ihr schönster Plan, den Sohn mit einer edlen Jungfrau Italiens aus gräflichem Stamme vereint zu sehen, war zerstört, das liebliche Luftschloß der Zukunft ihres Arnolpho, wie sie es in ihrer Phantasie, während des Jünglings Abwesenheit mühsam erbauet hatte, lag zertrümmert da. — Nein, unmöglich konnte sie so schnell diese süßen Träume aufgeben, noch hoffte sie, die Leidenschaft ihres Sohnes zu der Deutschen würde bei der Trennung von der Geliebten nach und nach erlöschen und ihre mütterlichen

Bitten dann mehr und mehr Einfluß auf das Herz des Sohnes gewinnen. Zur mehreren Sicherheit aber beschloß sie, mit Hülfe des treuen Pedro, der für seine Mittheilungen gnädig belohnt wurde, jeden Schritt ihres Sohnes zu beobachten, und jede mögliche Annäherung oder Erinnerung an das Liebesverhältniß in Deutschland zu entfernen und zu vernichten.

Fünftes Kapitel.

Die Zeit, die alles heilt, stillte endlich die Thränen des Arnolpho. Geschäfte zerstreuten den Kummer aus seinem Gemüthe und das Bild Marianens trat jetzt wieder hell hervor. Er würde gern sogleich nach Deutschland zurückgekehrt seyn, um Marianen nach seinem gräflichen Schlosse als Gattin zu führen, wenn nicht Unruhen, die unter seinen Unterthanen und in Mailand ausgebrochen, seine Gegenwart nothwendig gemacht hätten. Auf Pedro, der um das Geheimniß seines Herzens wußte, setzte er sein ganzes Vertrauen, und übergab ihm

Briefe, die er auf die sicherste und schnellste Art an Marianen senden sollte.

Die Briefe nahm Pedro, versprach, betheuerte die sorgfältigste und schleunigste Absendung, und — übergab sie der Gräfin Mutter, die sie vernichtete. Diese hatte ihre Spione gut gestellt, denn auch alle Briefe, die von Deutschland jetzt erschienen, gelangten nicht an ihren Sohn, sondern an sie, und nachdem sie dieselben gelesen, daraus den Erfolg ihrer Bemühungen und Maschinerien ersehen hatte, weihete sie die zärtlichen Zeilen der Vernichtung. Mit jedem Tage wurde die Gräfin freundlicher und frohlockte sie mehr und mehr, ihre Miene, die sonst nach Durchlesung der Briefe Marianens finster und grollend war, erheiterte sich jetzt, denn ihren Wünschen schien alles entgegen zu kommen.

Arnolpho, obgleich er sich die Mühe nicht verdrießen ließ, Briefe über Briefe an

Marianen durch seinen treuen Pedro abzusenden, ohne auch nur die unbedeutendste Antwort zu erhalten, wurde endlich nachdenkend über dies seltsame Stillschweigen seiner Geliebten. Sorge, Angst um die Gesundheit, ja um das Leben derselben, bemächtigte sich seiner, er fing an, Mißtrauen in Pedro zu setzen und ganz im Geheimen, ohne seinem Mitwisser das Geringste zu entdecken, schickte er selbst einen ihm treu ergebenen Jäger nach Marianens Wohnort, damit dieser ihm endlich Nachricht von ihr brächte und sein zagendes und besorgtes Gemüth beruhige.

Sehnsüchtig harrte der Jüngling der Zurückkunft des Boten. Er erschien endlich mit einer betrübten Miene, und verzweifelnd schrie Arnolpho, der in diesem Trauergesicht sein ganzes Unglück zu lesen glaubte, ihm entgegen: „Um Gottes willen, Mariane ist todt?"

„Nein," erwiederte der Bote kopfschüttelnd, „todt ist sie nicht, gnädiger Herr, doch für Euch wahrlich nicht viel besser. Man muß Euch hintergangen, betrogen haben, denn Mariane ist verschwunden."

„Verschwunden?" unterbrach der Jüngling den Boten und faßte wieder Hoffnung, die er schon ganz beim Anblick des betrübten Gesichtes aufgegeben hatte. „Nun, so lebt sie doch noch, so wandelt sie doch noch auf der Erde, und bei Gott, jeden Winkel dieser Erde will ich durchsuchen, Marianen zu finden."

„Der Wirth des Hauses erzählte mir, daß die Jungfrau oft Briefe an Euch gesandt, aber nimmer Antwort erhalten habe, von Tage zu Tage sey sie stiller geworden, tiefe Melancholie habe sich ihrer bemächtigt und eines Morgens sey sie mit ihrer Dienerin Barbara verschwunden; den alten Vater habe die Entdeckung ihrer Flucht

und ein zurückgelassener Brief der Tochter vor Schreck getödtet. Keine Spur sey vorhanden, wo Mariane sich hingewandt; „man fürchtet," setzte der Bote mit leiser Stimme hinzu, „daß beide Flüchtige den Tod in dem gerade damals ausgetretenen Flusse gefunden haben."

Obgleich Arnolpho tief ergriffen von dieser Nachricht war, so hatte sich doch eine Wuth seiner bemächtigt, wie man sie selbst in dem heißesten Kampf an dem Jüngling nicht bemerkt hatte. Mit gezogenem Schwerte, racheſprühendem Blick stürzte er in das Gemach Pedros, setzte dem Diener, der vor Schreck in die Knie gesunken, den Stahl auf die Brust und schrie mit fürchterlicher Stimme: „Schurke, bekenne, wo ließest Du die Briefe, die ich Dir zur Besorgung nach Deutschland übergab? Bekenne — Deine letzte Stunde hat geschlagen, fahre mit keiner Lüge von hinnen!"

„Gott, gnädiger Herr!“ ächzte zitternd und sich krümmend der feige Sclave, „ich bin unschuldig; Eure gnädige Frau Mutter —“

„Du lügst, Schurke!“

„So wahr mir Gott in meiner letzten Stunde gnädig seyn soll, so wahr bin ich unschuldig an dem Unterschlage dieser Briefe, denn den Befehlen Eurer Mutter mußte ich gehorchen. Stoßt mich nieder, werft mich aus dem Fenster dort, wenn ich nicht die Wahrheit spreche.“

Versteinert stand Arnolpho da. Seine Mutter — sie, die er so kindlich liebte, hatte den Frieden seiner Seele, das ganze Glück des Lebens ihm gewaltsamer Weise geraubt?! Langsam steckte er das Schwert in die Scheide, Thränen preßten sich aus seinem Auge, und mit dem sanften Vorwurf: „Mutter, Mutter, das habe ich nicht verdient —“ stürzte er hinaus, um in der

freien Natur seinem tiefen Schmerze Luft zu machen.

Spät am Abend kehrte er heim und verschloß sich mit dem treuen Jäger in sein Gemach, Briefe wurden geschrieben und abgeschickt, und als die Mitternachtsstunde ertönte, öffnete leise Arnolpho das Fenster, blickte hinaus in die sternenhelle Mondnacht, sah hinab auf das zu den Füßen des Berges liegende Tortona, streckte seine Arme aus in die schweigende Nacht und seufzte tief.

„Leb wohl, mein Vaterland; leb wohl, Tortona. Ach, es wird mir sehr schwer, von Euch zu scheiden — doch, mein Schicksal will es. Wenig Freude hat mir Gott beschieden, das einzige Glück meines Lebens hat mir — meine Mutter geraubt — ich murre nicht, aber feierlich leiste ich auf alle Freuden des Lebens Verzicht — Blühe

und sey glücklich, Tortona, ich verlasse Dich auf ewig."

Arnolpho befestigte eine Strickleiter um den Fensterrahm, ließ sich hinab und unten an der äußersten Spitze des Berges angelangt, empfing ihn sein treuer Jäger. Noch einmal warf er den Blick zurück auf das Schloß, das er nun auf immer verlassen wollte, da fiel sein Auge auf die von dem Nachtlicht matt erleuchteten Fenster des Schlafzimmers seiner Mutter, sein Herz klopfte in raschern Schlägen, eine Thräne rollte über seine Wangen. „Leb wohl, Mutter, sey dem Lande, was Du mir nicht immer gewesen, eine liebende Mutter. Leb wohl auf ewig, ich verzeihe Dir, dort sehen wir uns wieder."

Mit hastigem Schritte eilte er den Berg hinab, sein treuer Diener folgte ihm. Am Fuße des Berges stand der Reisewagen bereit, und ehe noch die erste Stunde des

folgenden Tages abgelaufen war, hatte Arnolpho seinen Geburtsort, die Fluren Tortonas weit hinter sich zurückgelassen und mit Anbruch des Tages vermochte auch sein Auge nicht mehr die Zinnen seines Schlosses, den Sitz seiner Vorfahren, zu erspähen.

Sechstes Kapitel.

Seitdem Mariane ihrem Geliebten in der Trennungsstunde sich ganz hingegeben, und nun nichts mehr ihm zu gewähren hatte, seitdem das sonst unschuldige, reine Gemüth des liebenden Mädchens von dem Laster befleckt worden, seit der Zeit war auch die Ruhe aus ihrer Seele gewichen. Unstät suchte sie dem ernsten Blicke des Vaters, der nur in dem ängstlichen Wesen seiner Tochter den Schmerz der Trennung und die Sorge für den Geliebten zu erblicken glaubte, zu entweichen; einsam irrte sie umher und bittere Reue über den begangenen Fehltritt nagte an dem sonst schuldlosen Herzen. Ängstlich harrte sie der

Wiederkehr des Geliebten. Endlich erscholl die Nachricht des Friedens. Höher klopfte das Herz des liebenden Mädchens und heiterer wurde ihr Gesicht. Von Tage zu Tage wartete sie der Ankunft ihres geliebten Arnolpho, doch — vergebens, statt seiner kam der unheilbringende Brief des Jünglings, worin er ihr seine schleunige Reise nach der Heimath und den nahen Tod seines Vaters als Bewegungsgrund derselben meldete.

Noch verzweifelte Mariane nicht ganz. Mit jeder Stunde erwartete sie Nachricht von ihrem Arnolpho, doch als auch diese ausblieb, da bemächtigte sich ihrer eine tiefe Melancholie. Der alte Vater, der die Verhältnisse des jungen Grafen kannte, tröstete seine Tochter; doch wenig vermochten seine liebreichen Worte, den Kummer seiner Mariane zu mildern, sie zerrissen ihr nur immer mehr und mehr das Herz.

Mariane fühlte bald die Folgen jener Trennungsstunde, und das vergrößerte nur ihre Leiden. Endlich schrieb sie an ihren Geliebten einen zärtlichen Brief, erinnerte ihn an die Schwüre seiner Treue und meldete ihm, daß sie fühle bald Mutter zu werden; sie beschwor ihn, wenn er nur einen Funken Liebe zu ihr noch hege, auf das Schleunigste zurückzukehren, und ihren Ruf zu retten. Ihr köstlichstes Kleinod, ihre Unschuld, hatte sie ihm geopfert, jetzt sollte er zeigen, daß er des Opfers auch nicht unwerth war.

Der Brief Marianens blieb ohne Antwort, ein zweiter, ja ein dritter hatte dasselbe Schicksal. Jetzt verzweifelte das unglückliche Mädchen, sie sah sich vergessen, verachtet, verspottet und ganz verlassen von dem, dem sie ihr Alles hingegeben hatte.

Näher und näher rückte der Zeitpunkt, wo Mariane Mutter werden sollte, auf das

sorgfältigste vermied sie ihren Vater und ein heftiges Fieber, welches sie auf das Krankenlager geworfen hatte, erleichterte dem Mädchen die Verheimlichung. Die Rosen waren von Marianens Wangen gewichen, matt nur glänzte das Auge, gebadet in Thränen, Schmerz und Verzweiflung zerstörten den Frieden ihres Busens.

Barbara, ihre treue Dienerin, die Gespielin ihrer Jugend, war die einzige Mitwisserin des Geheimnisses, und mit dieser verabredete sie in ihrer äußersten Noth eine Flucht zu einer alten Tante, die wohl an zwanzig Meilen von dem Landstädtchen auf einem Dorfe in dem Gebirge einsam lebte. Zu dieser Tante wollte sie fliehen, um dort ihre Niederkunft abzuwarten.

Eine kleine Geschäftsreise des Vaters machte die Ausführung der verhabenden Flucht möglich. Sie fürchtete die Vorwürfe, die Flüche, ja selbst die Mißhandlungen ihres

Vaters, der, als Officier, seine Ehre über alles liebte, und gewiß die Schande seiner Tochter nicht würde ertragen haben.

Unter häufigen Thränen schrieb Mariane einige Zeilen, die sie ihrem gekränkten Vater zurücklassen wollte, sie nahm darin Abschied von ihm für ihr ganzes Leben und schloß diesen Brief, nachdem sie ihren Fehltritt gestanden, folgendermaßen: „Um Gotteswillen, Vater, beschwöre ich Sie, fluchen Sie nicht Ihrer unglücklichen Tochter, fluchen Sie nicht meinem Verführer. Wohl fühle ich, daß ich nicht länger würdig bin, Ihre Tochter zu seyn; Sie sollen mich, die Verworfene, nie wieder sehen; tilgen Sie aus Ihrem Gedächtniß den Namen Mariane; reißen Sie die Liebe, die Sie sonst gegen mich, Ihr Kind, hegten, aus ihrem Herzen; ich verdiene sie nicht mehr, diese Liebe. Schwer büße ich meinen Fehltritt. Ach!

ich bin grenzenlos elend, und nimmermehr wird Ruhe in mein Herz zurückkehren. Hier auf dieser Erde verdiene ich nicht mehr, Ihre Tochter zu seyn, aber, Vater, dort, wo allen Sündern verziehen wird, dort werden auch Sie mir verzeihen, — dort bin ich Ihre Tochter wieder."

Heimlich, ungesehen schlich Mariane mit Barbara des Nachts aus den Thoren der Stadt, und nach manchen Fährlichkeiten und Drangsalen während fünf Tagen ihrer Wanderung gelangten die Flüchtlinge endlich zu der alten Tante, die von Natur gutmüthig, und die Nichte herzlich, mütterlich liebend, dem Mädchen diesen Schritt verzieh, und in ihrem Hause eine Freistatt eröffnete.

Tante Gertrud hoffte, sobald nur Mariane erst ihre Niederkunft würde abgewartet haben, leicht die Tochter mit

dem Vater wieder auszusöhnen, und obwohl sie die Gesinnungen ihres Bruders in Beziehung auf seine Ehre kannte, so hoffte sie doch von seiner väterlichen Liebe zu Marianen, dereinst Verzeihung für die Unglückliche.

Der alte Vater kehrte von seiner Reise zurück, sah das verödete Haus, vermißte die Tochter, und ihre Dienerin, fand den unheilbringenden Brief, las und sank zerschmettert zu Boden. Das alte morsche Gebäude vermochte dieses Unglück nicht zu tragen, und sank zusammen; die entflohenen Lebensgeister kehrten nicht mehr zurück. — Ohne Fluch, nur mit einem schmerzlichen Seufzer, der seiner gefallenen Tochter galt, war der Vater in die Arme des Todes gestürzt.

Friede seiner Asche!

Siebentes Kapitel.

Nur wenige Wochen war Mariane an ihrem neuen Aufenthalte, als sie unter Schmerzen Mutter wurde. Die Tante Gertrud führte mit Barbara das neugeborne Mädchen zur Kirche, wo dasselbe den Namen Mariane, den Namen seiner unglücklichen Mutter, erhielt. Mariane wurde kränker. Gram, Kummer nagte an ihrem Herzen. Mit Thränen im Auge und seufzend betrachtete sie täglich den Zeugen ihres Fehltrittes; sie warf einen Blick in die Zukunft, sie fühlte, wie bald sie von der Welt scheiden würde; die Tante war schon bejahrt und hatte nur ein geringes Vermögen, wovon sie

bisher immer Marianen und Barbara unterstützt hatte und noch unterstützen mußte; dann, wenn sie, wenn Tante Gertrud vom Schicksal abgerufen wurden, war das unschuldige Kind ohne Hülfe, fremd in der Welt, Niemand sorgte dafür, Niemand wartete es, und wenn es auch vielleicht sein kümmerliches Daseyn durch Hülfe guter Menschen fristete, mußte es nicht später eine Waise ohne Mutter, ach — auch ohne Vater herumirren? — „O Gott, wie schwer muß ich meinen Fehltritt büßen!" so rief sie und reichlicher flossen ihre Thränen, schluchzend preßte sie die Kleine in ihre Arme, an ihr pochendes Herz, und warf den thränenschweren Blick gen Himmel: „Vater, wenn ich nicht mehr für mein Kind zu sorgen im Stande bin, dann übergebe ich es Dir, Du wirst es nicht verderben lassen!"

Nach Verlauf eines Jahres erfuhr die Tante, auch Mariane die Nachricht von dem

Tode des alten Selinors, des Vaters von Marianen. Heftig erschütterte Beide dieser Schlag. Tante Gertrud hatte gleich nach Marianens Niederkunft mehrere Briefe an ihren Bruder geschrieben, um eine Versöhnung zwischen Vater und Tochter herbeizuführen, aber alle blieben unbeantwortet; sie glaubte daher, daß der Bruder unversöhnlich sey und um Marianens Schmerz nicht zu vermehren, schwieg sie gegen die Unglückliche von ihrem vergeblichen Versuch, das Herz des Vaters der Tochter wieder geneigt zu machen. Wegen der weiten Entfernung, wegen der Zurückgezogenheit und Einsamkeit, in der die Tante lebte, hatte sie von dem so baldigen Tode ihres Bruders nichts erfahren können. Jetzt wußte Gertrud, warum ihre Briefe unbeantwortet geblieben. Der Schreck, die Sorge für Marianen, ihre liebe unglückliche Nichte, und deren Kind warf Gertruden auf das Krankenlager,

ein hitziges Fieber bemächtigte sich ihrer, und Mariane, die noch den Tod des Vaters betrauerte und beweinte, wurde doppelt hart von dem Schicksal getroffen. In stiller Verzweiflung, die aber desto heftiger im Innern wüthete, geleitete sie kurze Zeit darauf den Sarg, der die Überreste ihrer Wohlthäterin in sich schloß, zur Gruft.

Vor ihrem Ende hatte Gertrud noch einen letzten Willen errichtet und darin Marianen zu ihrer Erbin eingesetzt; doch das kleine Vermögen reichte nicht zum Unterhalt dreier hin. Die kranke unglückliche Mariane sah sich genöthigt, mit Barbara, die ihr treulich Hülfe leistete und sie nicht verließ, durch ihrer Hände Arbeit sich und das unmündige Kind zu nähren.

Es war zu viel, was Mariane geduldet hatte. Ach! wer sie früher gesehen hatte, da sie noch voller Liebreiz an dem Krankenbette des geliebten Jünglings Ar-

nolpho saß — und sie jetzt nach wenigen Monden erblicken sollte, wahrlich er würde die schöne Mariane nicht wieder erkennen. Kummer und Unglück vermögen mehr, als Jahre!

Mariancns tiefe Reue, ihr Kummer schien für jetzt das Schicksal ausgesöhnt zu haben; die Kranke erholte sich; ihre und Barbaras Arbeiten, welche sie durch einen Boten in das nächste Städtchen schickten, fanden Beifall und schirmten die Familie vor Mangel. Die kleine Mariane wuchs herrlich heran und schien der Versöhnungsengel zwischen der Mutter und dem Schicksal zu seyn.

Das Gesicht der kleinen Mariane war ein treues Abbild von den reizenden Zügen der Mutter, ehe noch das Unglück seine Furchen darüber gezogen hatte; das Auge des Mädchens aber war schwarz und blickte feurig nach Süden. Ihr Gemüth war

offen jedem freundlichen Eindruck, und so viel sie es nur vermochte, bemühte sich die Mutter, das Herz des Kindes und seinen Verstand zu bilden; doch, die Natur that das Meiste. Munter hüpfte die kleine Mariane im Felde und im Walde umher; von den Nachbaren, biedern Bauersleuten, lernte das junge Mädchen alle Tugenden des stillen Lebens; Redlichkeit, Treue, Offenheit und Frömmigkeit sah es hier; das Beispiel prägte sich dem jugendlichen Gemüth ein, und das kindliche Gemüth betete unschuldsvoll und rein zu seinem Schöpfer. Aber das Laster kannte Mariane nicht. Keine Lehren, keine Warnungen darüber empfing es. O Mariane! Wie glücklich würdest Du seyn, wenn das Schicksal Dir gestattete, ewig als ein reines Naturkind in Deinem lieben Dörfchen zu leben?! — Doch, wenn nun aber dies Schicksal Dich hinausstößt in die Welt, die Du nicht kennst, wenn Du

nun mit Deinem reinen, offenen, schuldlosen Gemüth Dich in die Arme der Menschen, die die Natur nur aus Büchern und Tugend nur dem Namen nach kennen, wirfst, welch eine Zukunft wartet dann Deiner? Arme, arme Mariane!!!

Vierzehn Jahre war Mariane alt, als die Mutter sanft in den Armen der Tochter nach so mannichfaltigen Drangsalen, nachdem Kummer und Gram ihre schönsten Jahre vergiftet hatten, zu einem bessern Leben entschlief. In ihrer letzten Stunde legte sie die Hand ihres Kindes in die der alten Barbara. „Barbara," sprach sie, „Du warst meine treue Leidensgefährtin, verlaß mein hülfloses Kind nicht. Gott der gütige Vater wird Dir einst reichlich vergelten, was Du der armen Mariane thust." Dann faltete sie, schwächer werdend, andächtig die Hände. „Gott, ich habe viel gelitten, schwer gefehlt, aber auch gebüßt. Ich verzeihe dem Manne, der

einst meine Unschuld mir geraubt; Arnolpho, ich hege keine Rache, keine Feindschaft im Busen; ach! dies Herz, das bald wird ausgeschlagen haben, es gehört noch immer Dir an."

„Möge es Dir glücklich gehen, das soll mein letzter Wunsch auf Erden seyn. — Vater, Vater — Deine Tochter, die Dich so schwer gekränkt, hat ausgelitten und kommt zu Dir. — Gott schütze meine Mariane." — — Fest umklammerte sie das weinende Mädchen. Ihre Seele war entflohen.

Achtes Kapitel.

Ganz Deutschland durchzog Arnolpho mit seinem treuen Jäger, aber vergebens, er fand keine Spur von seiner lieben Mariane. Eine Zeitlang weilte er in dem Geburtsorte seines lieben Mädchens, hier besuchte er noch einmal das Haus, das Zimmer, wo die Gute ihn, den Verwundeten, gepflegt hatte; er stieg hinab in den Garten, wo der Herbst bereits das Laub den Bäumen raubte. Verwelkt, zertreten stand der sonst so schöne Blumenflor; die kahlen, laublosen Bäume zeigten ihm das Bild der Vergänglichkeit, und ein kühler, rauher Wind wehete über die Verwüstung hinweg. In Träumen ver-

sunken stand er da und sah auf das treue Bild seines Lebens: „Sonst blühtet ihr so herrlich, ihr Blumen. Wohlgeordnet in voller Pracht standet ihr da und erfülltet die Luft mit Euren Wohlgerüchen; Ihr Bäume sonst dick belaubt, die ihr mit kühlendem Schatten den Ermatteten labtet, streckt jetzt Eure dürren Arme gegen mich aus, Euren Leidensgefährten zu umarmen. — Der Herbst meines Lebens ist angebrochen. Zertreten, schändlich zertreten sind die schönsten Blumen, die süßesten Freuden meines Daseyns, dahin ist die Geliebte meines Herzens, verloren auf ewig. Entblättert stehe ich da, an meinem Innern nagt der Wurm des Grams und bald wird er die Wurzeln mit dem Stamme zerstört haben."

Durch den Wirth des Hauses wurde dann auch das Gerücht wiederholt, daß, da man seit so langer Zeit von Marianen nichts wisse, sie sicherlich, um der Schande und der

Verachtung der Welt zu entgehen, ihrem Leben selbst ein Ende gemacht habe. Diese Nachricht traf Arnolpho nicht unerwartet, er war darauf vorbereitet, das Unglück hatte er kennen gelernt, und nichts vermochte ihn mehr zu erschüttern, allen Freuden der Welt hatte er entsagt, und es keimte in seiner Seele ein Entschluß, der eine Folge sowohl seiner Frömmigkeit und seiner Ergebung in Gott, als auch seiner Leiden und seines Unglückes war.

Ehe er von dem ihm einst so theuern Orte schied, machte er noch mit seinem treuen Jäger Florentin einige Ausflüge in die Umgegend, um alle die Plätze noch zu besuchen, wo einst seine liebe Mariane sich mit ihm der schönen Natur gefreut hatte. Oft führte ihn der Zufall mehrere Meilen weit in das Gebirge, ach hätte er nur ahnen können, wie nahe ihm seine Mariane, wie nahe er dem Liebsten auf der Welt gewesen — doch

das Geschick, oder besser ein feindseliger Dämon stellte sich ihm entgegen, er sollte sein treues Mädchen, die er für todt hielt, nicht wieder finden, er sollte kein Glück mehr in dieser Welt genießen und hart wollte das Schicksal ihn prüfen.

Nach einigen Wochen verließ er das Städtchen, und zog mit Florentin gen Süden nach einem Augustiner-Kloster, dort wollte er den Entschluß, der in seinem Innern während seiner Wanderung gereift war, in Ausführung bringen. Dem Prior dieses Klosters eröffnete er sein Anliegen, der Welt valet zu sagen und Mönch zu werden. Dieser würdige Abt, nachdem er aus des Italieners Munde die Geschichte seiner Leiden erfahren, sprach milde Worte des Trostes zu dem jetzt zum Manne gereiften Arnolpho, billigte seinen Entschluß, das weltliche Gewand mit der Kutte zu vertauschen und

segnete an einem Charfreitage den Novicen zum Augustiner ein.

Doch ehe Arnolpho diesen heiligen Schritt unternahm, besorgte er noch seine weltlichen Angelegenheiten. In einem gerichtlich beglaubigten Instrumente entsagte er feierlich seiner Würde und seiner Herrschaft; er ernannte seine Mutter zur regierenden Gräfin und schickte mit diesem Dokumente seinen treuen Florentin nach der Heimath, dem er noch ein herzliches Lebewohl für seine Mutter auftrug. Florentin wollte sich anfangs von seinem guten Herrn nicht trennen, er wollte mit ihm sein Leben im Kloster beschließen, doch das ließ Arnolpho nicht zu, reich beschenkte er ihn, umarmte ihn, und trennte sich nicht ohne Rührung von dem Gefährten seiner Leiden.

Jetzt hatte Arnolpho nichts mehr mit der Welt zu schaffen. Alle Ansprüche auf Glück, Ruhm, Ehre hatte er aufgegeben,

das Leben war ihm zur Qual geworden, seitdem Mariane ihm entrissen, sein Herz war leer, und mit frommer Ergebung trat der Unglückliche vor den Altar und empfing die Weihe des Priors. — —

Anders fand Florentin die Heimath, als er sie verlassen. Die Gräfin war geflohen, Unruhen waren in der Grafschaft ausgebrochen. Pedro, der alte heimtückische Diener, der die Ursache aller Leiden Arnolphos war, hatte seine Herrin in der Noth verlassen und Tortona an Mailand verrathen. Der Krieg hatte die schöne Stadt, hatte das herrliche gräfliche Schloß verwüstet und zerstört. Die durch den tapfern Widerstand der Bürger ergrimmten Mailänder hatten geplündert, gemordet und gesengt. Die Flamme wüthete noch in der Stadt, kriegerischer Lärm der Sieger übertäubte die Klagen und den Jammer der unglücklichen Bürger. — Ach der Friede war

gewichen, die sonst so blühende Stadt war einem Schutthaufen gleich, die Saat wurde zertreten von den Hufen feindlicher Reiterei, und was in der Verzweiflung dem wüthenden Feinde sich zur Wehr setzte, ward dem blutigen Gott des Krieges geopfert.

So wurde das sonst freie, blühende Tortona unterjocht und zerstört, und mußte gezwungen Mailand als Oberherrn anerkennen.

Neuntes Kapitel.

Als Mariane todt war, kehrte Noth und Elend in die stille Hütte ein. Der Nachlaß reichte kaum nothdürftig hin, um der Verblichenen die letzte Ehre zu erzeigen. Die alte Barbara konnte nicht mehr arbeiten, ihr schwacher Körper, das erloschene Auge, die zitternden Hände vermochten nicht mehr, den Haushalt zu bestreiten und das Unentbehrlichste zu verdienen. — Die junge blühende Mariane stand jetzt in ihrem vierzehten Jahre, das fröhliche, unschuldige Kind tändelte und hüpfte umher. Nie hatte die Mutter dasselbe von kindlichen Spielen abgehalten; aus übergroßer Liebe zur Tochter

hatte sie ihr freien Willen gelassen, und so war Mariane unerfahren in der Welt, unerfahren selbst in den leichtesten und nothwendigsten Arbeiten eines Frauenzimmers herangewachsen. Jetzt, da der Tod die Mutter dahin gerafft hatte, sollte Mariane ämsig für ihren und der treuen Barbara Unterhalt Sorge tragen, fleißig die Hände regen, um zu schaffen und zu erwerben, aber so — mußte die alte Dienerin noch, so viel sie es bei ihrem Alter vermochte, die in jugendlicher Frische prangende Mariane von dem Ertrage ihrer Arbeiten ernähren. — Doch lange konnte es nicht so gehen, zu sehr war der Körper der Alten angegriffen und endlich vermochte sie nichts mehr zu thun. Jetzt war der Zeitpunkt, von dem wir im Anfang dieses Kapitels sprachen, wo Mangel, Noth und Elend herrschte. Die einzelnen Stücke der kleinen Wirthschaft wurden nach und nach verkauft, um dafür

dürftig das Leben zu erhalten; aber auch diese Quelle war bald erschöpft und schon sahen sich die beiden Unglücklichen genöthigt, die Hülfe fremder Menschen, vorzüglich ihrer Nachbaren in Anspruch zu nehmen. Gern gaben diese biedern Leute, so viel sie vermochten, aber, als sie bemerkten, daß die junge rüstige Mariane zu keiner Arbeit tüchtig und geschickt sey, zogen sie auch ihre hülfreiche Hand zurück, und verlassen stand das unschuldige Kind mit der Dienerin in der weiten Welt.

In dieser verzweifelten Lage wußte Barbara weiter keinen Rath, als mit Marianen die Gegend zu verlassen, und nach der mehr als funfzig Meilen entfernten Residenz zu wandern, wo dieser treuen Dienerin noch eine Verwandte lebte, und wo sie hoffte, für ihre Pflegetochter ein Unterkommen zu finden. Was nur irgend noch entbehrlich war, wurde veräußert, um nur we-

niges Geld zur Zehrung auf der vorhabenden Wanderung aufzutreiben. Die Nachbaren, denen die Noth der Armen zu Herzen ging, gaben ihnen dennoch, was sie erübrigen konnten, mit auf den Weg, und so trat denn unsere Mariane mit Barbara ihre Wanderung leicht und hoffend auf Gottes und guter Menschen Hülfe an.

Die alte Barbara hegte im Geheimen noch die Hoffnung, vielleicht in der Residenz aus Italien Nachricht zu erhalten, wo Arnolpho, der Vater Marianens, lebe, dann wollte sie sich an diesen wenden, und ihm die Pflicht, für seine Tochter zu sorgen, ins Gedächtniß zurückrufen; sie führte auch deshalb die Briefe Arnolphos an Marianens Mutter aus dem Nachlasse dieser bei sich und hoffte sich dadurch vor dem Vater legitimiren zu können. Die Zukunft lachte ihr, wenn sie diesen Zweck erreichen konnte, von dem be-

güterten Vater erwartete sie reichen Lohn und Unterhalt in ihrem Alter.

Die Hoffnung gab ihr Muth zur gefahrvollen Wanderung und stärkte ihren gebrechlichen Körper, den Mühseligkeiten der Reise zu trotzen, doch Barbara hatte sich verrechnet. Sie wußte nicht, welches Unglück den Grafen getroffen, sie kannte nicht die Lage der Sache. Arnolpho verseufzte im Kloster sein trauriges, freudenleeres Daseyn, seine Herrschaft hatten Feinde zerstört, Tortona, das reiche, glückliche Tortona war verödet und unterjocht von den Mailändern, selbst die Mutter des vom Schicksal hart getroffenen Arnolpho hatte fliehen müssen, man wußte nicht, wohin, wie konnte also Barbara den Aufenthalt von Marianens Vater erforschen, wie von ihm Hülfe und Rettung aus der Noth erwarten?! Das Geschick schien beschlossen zu haben, an dem Kinde noch den Fehltritt der Mutter zu rä-

chen und zu strafen. Auch das unschuldige Geschöpf sollte unter Drangsalen, Noth und Leiden sein Daseyn verleben.

Mühselig und langsam war die Wanderung der Unglücklichen, bald war ihr Vorrath verzehrt, bald das Wenige, womit die guten Nachbarsleute die Reisenden ausgestattet hatten, darauf gegangen und sicher hätten Beide den schmähligen Tod des Hungers erleiden müssen, wenn nicht das Schicksal müde geworden, zwei Unglückliche so leiden zu sehen, sie mildthätigen Menschen zugeführt hätte, die ihre Noth und ihr Elend linderten.

Endlich, endlich erreichten sie erschöpft, ermattet und lechzend das Ziel ihrer Wanderung, doch auch hier harrten ihrer neue Gefahren, und schwer wurde es der alten Barbara, endlich die Verwandte aufzufinden, von der sie Hülfe erwartete.

Gewöhnlich hat der, welcher das Un-

glück kennt, und selbst der Hülfe bedürftig ist, mehr Mitleiden mit dem Leidensgefährten, als der, der sich im Schooße des Glükkes befindet, und so war es auch hier. Die Verwandte der alten Barbara, selbst dürftig und arm, nahm sich freudig der beiden Gäste an, öffnete ihnen ihre armselige Wohnung und erquickte mütterlich sorgend mit dem, was sie nur hatte, die Unglücklichen, die ermattet von der weiten Reise und nach Labung dürstend ihrer Hülfe vertrauend, sich ihr in die Arme geworfen hatten.

Zehntes Kapitel.

Durch Barbaras Lehren, durch der Verwandten Bitten, Ermahnungen und Unterricht bewogen, selbst durch eigenen guten Willen getrieben, lernte bald Mariane der kleine Wirthschaft vorstehen und benutzte sogar die Zeit, die ihr diese Besorgung der Wirthschaft übrig ließ, zu den leichten Handarbeiten, wodurch denn auch sie zum Unterhalt der kleinen Familie ihr Schärflein beitrug.

Mariane, die in früherer Zeit verzogen, von der für die Tochter zu zärtlich und ängstlich besorgten Mutter, die Hände in den Schooß gelegt, oder auf dem Felde, im

Walde gleich einem jungen, muthigen Reh herumhüpfte, oder mit Mütterchen im engen Gemache tändelte und spielte, diese Mariane hatte sich ganz geändert. Einsam lebte sie in ihrer Klause, fleißig und häuslich, nicht den leisesten Wunsch hegte sie, das bunte Gewühl der großen Stadt zu sehen, und nur, wenn der Sonntag erschien, ging sie in Begleitung Barbaras fromm und sittsam zur Kirche.

Extreme begegnen sich. So fröhlich, lustig und frei Mariane sonst war, so eingezogen, häuslich und in sich gekehrt lebte sie jetzt. Die alte Barbara freute sich innig ob dieser Veränderung des lieben Kindes, und dankte oft inbrünstig dem Vater im Himmel für diese schnelle und glückliche Besserung.

Doch, was so schnell, so plötzlich kömmt, verschwindet nur zu bald wieder. Die Gemüthsart, der Charakter Marianens hatte

nur ein fremdartiges Gewand angezogen, sie fand sich, weil sie es nun gerade an hatte, darin wohl; später oder früher aber wird Zufall oder Geschick dieses Gewand ihr abreißen, und freier und heller wird ihr wahrer Charakter alsdann hervorleuchten.

In dem kleinen Hause, worin Mariane mit ihrer Barbara verborgen vor der Welt, einen Zufluchtsort gefunden hatte, wohnte auch eine Schauspielerin, die bei der Bühne in dieser Residenzstadt angestellt war. Florine, so hieß diese Künstlerin, war nicht mehr jung, aber die zarten Formen des Körpers, die sanften Züge des Gesichts, trugen Spuren früherer ausgezeichneter Schönheit. Vor allen zeichnete sich Florine durch ein anständiges, sittsames Betragen aus, was so selten in diesem Stande gefunden wird, und eben deshalb genoß sie auch die Achtung und die Liebe, mit der man sie als Künstlerin auf der Bühne für ihr ausgezeichnetes

Talent beschenkte, in fast noch größerem Maaße in ihrem häuslichen Leben und Treiben.

Florine fand Gefallen an dem schönen, stillen Mädchen, und Mariane fühlte sich geehrt durch die freundliche Behandlung der Künstlerin. In müßigen Stunden plauderten Beide oft mit einander.

Das Verhältniß zwischen Beiden, welches anfangs die Folge der gewöhnlichen Höflichkeit und Nachbarschaft war, gestaltete sich immer mehr und mehr zu einem engern Freundschaftsbande und hatte später einen so bedeutenden Einfluß auf das Schicksal Marianens. In einer vertraulichen Stunde theilte Mariane die unglückselige Geschichte ihrer Mutter und ihre eigene Leidensgeschichte der Freundin mit, und diese Offenheit gewann ihr die volle Liebe Florinens, die nun auch dies Vertrauen belohnte, und der sanften Mariane die Begebenheiten

ihres frühern Lebens und die Bewegungsgründe, die sie zum Theater geführt, mittheilte. Nicht ohne Interesse hörte die Freundin die seltsamen Schicksale, die Abwechselung von Glück und Unglück in dem Leben der Künstlerin an, und Alles gab ihrem Verstande reichen Stoff zum Nachdenken.

Schon längst hatte Mariane im Stillen den Wunsch gehegt, einmal das Theater zu besuchen und einer dramatischen Vorstellung beizuwohnen, aber bisher hielt die Bescheidenheit sie zurück, laut gegen Florinen diesen Wunsch zu äußern. Der neuen Freundin aber, die ihr mit so vieler Liebe und mit solchem Vertrauen entgegen kam, glaubte sie nicht länger ihre Sehnsucht verheimlichen zu dürfen und in einer traulichen Stunde wagte sie die Bitte an Florinen, sie doch einmal mit in das Schauspiel zu nehmen. Mit Freuden erfüllte Florine die-

sen bescheidenen Wunsch, sie glaubte, der Freundin dies Vergnügen nicht abschlagen zu dürfen, ach und diese Gunst, die sie Marianen gewährte, war doch die Quelle so vieler Leiden und Unglücksfälle für das unerfahrne Mädchen.

Mariane hatte noch nie ein Schauspiel besucht. Man gab Emilie Galotti von Lessing. Stumm saß Mariane unter den Zuschauern da, kein Wort verlor sie von dem Meisterwerk des großen Dichters, heftig ergriff sie die Darstellung, und am Ende des Stücks machten Thränen der Rührung ihrem gepreßten Herzen Luft. Diese Thränen des unverdorbenen, reinen Gemüthes mußten dem verewigten Dichter, der das menschliche Herz in seinen tiefsten Tiefen ergründet hatte, wahrlich mehr noch werth seyn, als der glänzendste Lorbeer, als das einstimmige Lob der Menge.

Verwandelt kam Mariane nach Hause,

sie flog in die Arme Florinens, die als Emilie Galotti der Freundin so süße Thränen entlockt hatte und dankte ihr mit klopfendem Herzen das Vergnügen, den Genuß, den ihr Florine bereitet hatte.

Jetzt begann in dem Leben Marianens eine neue Periode. Sie besuchte öfter durch Florinens Güte das Schauspiel, fand immer mehr Geschmack daran, bald keimte eine gewaltige Neigung in ihrem Innern zum Theater auf, und sie glaubte zu diesem Berufe geboren zu seyn. Florine nährte das Feuer dieser Leidenschaft, fand in der jungen Freundin ein reiches Talent vor, und beredete Marianen, sich der Kunst ganz zu widmen.

Gern willigte die alte Barbara, die dadurch in eine bessere Lage versetzt zu werden glaubte, in dieses Vorhaben der Pflegetochter ein; Florine übernahm es, Marianen zu unterrichten, und zu diesem Schritte vorzu-

bereiten, auch durch ihre Vermittelung ward der Direktor des Theaters bewogen, die schöne vielversprechende Künstlerin als Schauspielerin zu engagiren. So betrat denn Mariane die Laufbahn, auf der sie Glück, Ruhm und eine sorgenfreie Zukunft zu erlangen hoffte und doch nur Seufzer, Thränen und Elend erntete.

Eilftes Kapitel.

In Emilia Galotti, dessen Eindrucke Mariane eigentlich den Entschluß, sich der Bühne zu widmen, verdankte, wünschte sie zu debütiren. Florine gehörte nicht zu der großen Menge Künstlerinnen, die mit neidischen Blicken auf das aufkeimende Talent sehen, wenn es ihrem Ruhme gefährlich zu werden droht; nein, Florine gab sich alle mögliche Mühe, durch Lehren, Unterricht und Ermahnungen der schönen Mariane diesen ersten, wichtigen Schritt auf alle mögliche Weise leicht zu machen.

Der Tag der Aufführung rückte heran. Marianens Herz klopfte heftig und drohete

seine Wohnung zu zersprengen. Der Augenblick, wo die Vorstellung beginnen sollte, kam immer näher. Mariane zitterte — Florine sprach ihr Muth ein.

Das Schauspielhaus war von Zuschauern überfüllt, die theils Neugier, theils Lessings Kunstwerk hingezogen hatte. Die Ouvertüre begann und der Vorhang rollte auf.

Schüchtern betrat Mariane als Emilia Galotti die Bühne und erzählte mit schwankender, zitternder Stimme der Mutter ihr Abentheuer in der Kirche. Das Publikum war gespannt; die schöne, zitternde und schüchterne Emilia bezauberte alles; die Wahrheit in ihrem Spiele, die Unschuld, die Befangenheit, die aus ihrem Antlitz leuchtete, riß alle zur Bewunderung hin und am Ende der ersten Rede erschallte von allen Seiten der jungen Künstlerin ein lautes Bravo zu. Nun bekam Mariane Muth. Der Beifall stieg mit jedem Augenblick,

unwillkührlich ward Mariane von der Dich-
tung hingerissen, ganz Gefühl, ganz Seele
schien sie nur Emilia zu seyn, und am
Schluß der Vorstellung ward sie einstimmig
von der gewaltig ergriffenen Menge zum
Danke hervorgerufen.

Florine umarmte die Freundin; der
Intendant des Theaters, Schauspieler und
Schauspielfreunde erschöpften sich in Lobes-
erhebungen über der jungen Künstlerin Spiel
und Marianens Glück schien vollendet.

Nirgends ist ein unschuldiges Mädchen
größeren Gefahren, stärkeren Verführungen
ausgesetzt, als im Theaterleben. Bald auch
sammelte sich ein Schwarm Verehrer um
Marianen. Die alte Barbara wurde durch
Geschenke gewonnen, und die junge Künstle-
rin machte nach und nach bedeutende Fort-
schritte, nicht allein in der dramatischen
Kunst, sondern auch in der Koketterie und in
feinen, großen Leben.

Florine, die ihrer Freundin nie diesen Wechsel des Charakters zugetraut hatte, ermahnte sie anfangs mit freundlichen Worten, ihre Unschuld und ihren guten Namen zu bewahren, aber sie predigte tauben Ohren. Marianens Sinne waren durch den ewigen Weihrauch, den man ihr täglich opferte, erhitzt, und ihr Gefühl für Tugend und Sittlichkeit nach und nach abgestumpft worden. Die Freundin bedauerte den gefallenen Engel und überließ sie den Verführungen und den Lüsten der Welt, tief bereuend im Herzen, daß sie die Ursache dieses Falles, dieser Schande selbst gewesen. Die Freundin zog sich ganz von Marianen, die ihr doch alles Glück, das sie jetzt zu genießen glaubte, verdankte, zurück, und ergriff auch die Gelegenheit, die sich ihr darbot, die Stadt zu verlassen und nach einem andern Theater zu reisen, wo man ihr unter vortheilhaften Bedingungen ein Engage-

ment bot. So ſtand denn nun Mariane auf der gefahrvollſten Bahn allein, ohne Freundin, ohne Rathgeber, ohne Vertrauten. —

Unter den jungen Leuten, die hauptſächlich um die Gunſt der jungen Künſtlerin buhlten, zeichneten ſich durch Beharrlichkeit in ſeiner Werbung der reiche Kaufmann Norberg aus.

Norberg war nicht ſchön, aber er beſaß große Reichthümer und verſtand es, auf eine angenehme Art durch Geſchenke zu überraſchen. Durch freundliche Behandlung, durch bedeutende Geſchenke gewann er das Vertrauen der alten Barbara und den Zutritt zur ſchönen Mariane. Norberg bot nun Alles auf, ſich ſeiner Schönen gefällig und liebenswürdig zu zeigen. Endlich erreichte er das Ziel, wonach er ſtrebte. Was Mariane bisher im Strudel des Lebens treu bewahrt hatte, womit ſie einſt den Gelieb-

ten am Altare Hymens beschenken sollte, damit belohnte sie den kühnen Norberg, der sie an ihrem Wiegenfeste mit einem überaus schönen, kostbaren, aber auch theuern Schmucke überrascht hatte. Den Diamanten brachte Mariane ihre Unschuld zum Opfer — — Weg, weg über diese Stelle in Marianens Leben; werfen wir keinen Stein auf die Gefallene, sondern entschuldigen wir lieber den Fehltritt durch ihre Erziehung, durch ihren Charakter, durch Eitelkeit und durch ihre gefährliche Stellung in der Welt. Barbara hatte dies unschuldige Mädchen verkauft, lieber wollen wir diese verachten und unser Mitleiden und Bedauern Marianen schenken.

Marianens Verbindung mit Norberg dauerte jetzt eine Zeitlang innig fort. Der junge Kaufmann suchte sich durch ungeheure Verschwendungen der Nachgiebigkeit Marianens würdig zu machen, bis endlich das

Schickſal die ſchöne Gefallene dem zuzuführen beſchloß, der ihrem Herzen das werden ſollte, was Norberg nie ſeyn konnte.

Zufall oder Neid und Eiferſucht führte eine ausgezeichnete Künſtlerin nach dem Theater, wo Mariane bisher den größten Ruhm eingeerntet hatte. Das Neue reizt und gefällt, ſo iſt der Lauf der Welt. Die fremde Künſtlerin entzückte Alles, und Mariane war vergeſſen, zurückgedrängt und erfuhr nun das gewöhnliche Schickſal der Künſtlerinnen.

Mariane ſah ſich zurückgeſetzt, ihr Stolz war gekränkt, in der Hitze der Leidenſchaft verließ ſie die Bühne, der ſie ihre Ausbildung zu verdanken hatte, und kam nun nach dem Geburtsorte unſers Freundes Wilhelm Meiſter, der von den Reizen und dem Talente der jungen Künſtlerin bezaubert, Gelegenheit ſuchte, ſich ihr zu nähern, und dieſe fand. Jetzt entſpann ſich das innige Ver-

hältniß zwischen Mariane und Wilhelm, von dem wir in den Lehrjahren unsers Freundes bereits erfahren haben, und es bleibt uns nur noch übrig, Marianens Schicksale seit der Trennung von Wilhelm, oder vielmehr, seit Barbaras Tode zu erzählen, und mitzutheilen, wie endlich das Schicksal wiederum die Verlassene, todt geglaubte Mariane in die Arme ihres treuen Wilhelm nach so vielen Jahren zurückführte.

Zwölftes Kapitel.

Aus unseres Freundes Lehrjahren sind uns noch die Schicksale Marianens während ihrer Bekanntschaft mit Wilhelm bekannt; aus dem Briefe der alten Barbara, den Norberg im ersten Theile dieser Meisterjahre dem rechten Manne, Marianens Geliebten übergab, haben wir erfahren, daß Mariane in traurigen Umständen dem Tode nahe von ihrer alten Barbara und von dem Pfande der Liebe ihres Wilhelms sich trennte. Wirklich war auch Mariane einer Abgeschiedenen gleich, aber das Maaß ihres Unglücks war noch nicht voll und im Buche des Schicksals stand geschrieben, daß sie erst spät im Alter

noch hier auf Erden nach vielen Leiden in den Hafen der Ruhe einkehren sollte.

Sie erholte sich nach und nach wieder und dachte, als sie wieder hergestellt war, mit Ernst daran, ein Unterkommen zu suchen.

Der Direktor einer kleinen reisenden Schauspielergesellschaft nahm sich ihrer endlich an, und mit ihm reisete Mariane einige Zeit herum.

In der Nähe von Nataliens Gute lag eine ziemlich bedeutende Provinzialstadt, auch diese ward von dem Direktor mit seiner Gesellschaft, worunter sich nun auch die einst so bedeutende und angesehene Künstlerin befand, heimgesucht. Wider alles Erwarten machte das Theater schlechte Geschäfte. Die unruhigen, kriegerischen Zeiten hielten Alles von dem Besuche des Theaters ab, und nach weniger als sechs Wochen, war der Direktor des Theaters genöthigt, sich für bankerott zu erklären. Die Gesellschaft

wurde entlassen und auch Mariane wurde durch dies Ereigniß in eine hülflose Lage versetzt.

Die Leute, bei denen Mariane wohnte, hatten Mitleiden mit ihr, und ließen ihr auf einige Zeit die Benutzung der Wohnung, bis sie würde ein anderweitiges Unterkommen gefunden haben. Zu der hülflosen Lage Marianens gesellte sich nun, um das Maaß der Leiden voll zu machen, auch noch eine Krankheit. Ein hitziges, selbst für Andere gefährliches Fieber bemächtigte sich ihrer, und der Wirth sah sich genöthigt, um seine Familie vor Unheil zu schützen, so leid es ihm auch that, den letzten Zufluchtsort Marianen zu nehmen.

Arm, verlassen, hülflos, krank wankte die Unglückliche voller Verzweiflung zu den Thoren der Stadt hinaus. Kein Ziel hatte sie, ihr einziger Trost war noch die Hülfe guter Menschen.

So gelangte sie nach dem Schlosse Nataliens, sie erbat sich auf einige Zeit ein Obdach, und ward liebreich und milde von der großmüthigen Herrin aufgenommen.

Durch Nataliens Sorge, durch ärztliche Hülfe und Pflege ward Mariane hergestellt, sie mußte bei Natalien bleiben, und es entspann sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Beiden.

Mariane vertraute der Freundin die Geschichte ihrer Leiden, und Natalie, die voller Überraschung in der geretteten Freundin die erste wahre Geliebte ihres Wilhelm erkannte, faßte im Stillen einen Plan, den die edle Amazone auch wirklich zur Ausführung brachte.

Der erste Theil der Meisterjahre schloß mit der Wiedererkennungsscene Wilhelms und Marianens. Aus seiner Ohnmacht erholte sich unser Freund, stürzte in die Arme seiner Jugendgeliebten und Natalia segnete

den Bund zweier Herzen, die sich früh fanden, die das Schicksal von einander riß und in die Welt feindselig hinausstieß, doch endlich in späten Jahren wieder vereinigte, um nun sie nie mehr zu trennen.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Auf einem Hügel in der reizendsten Gegend des Dorfes saß unser Freund in traulichem Kreise. Mariane, seine wiedergefundene Mariane, jetzt sein liebes Weibchen, saß an seiner Rechten, zu ihren Füßen der blonde Felix. Natalie sorgte mit geschäftiger Hand für die Bereitung des Thees, und Laertes, der auf Urlaub seine dramatische Freistatt verlassen und unsern Freund versprochenermaßen besucht hatte, lagerte sich auf eine Rasenbank, und ergötzte sich in gemüthlicher Ruhe an den Dampfwolken seiner Pfeife.

Die Sonne hatte sich eben geneigt, um

in das Bette des Meeres zu steigen, als auf Wilhelms Antrag die Gesellschaft, der Gewohnheit gemäß, nach dem Hügel wanderte, um dort unter geselligem Gespräch sich der schönen Natur zu erfreuen.

Unser Kreis war nur klein, auch der verliebte Ernst fehlte, denn ihn litt es nicht länger, fern von seiner Geliebten zu leben. Die Sehnsucht zog ihn nach Süden und er war jetzt auf dem Wege zu Strahls, hauptsächlich aber zu seiner Emilie zurückzukehren, und förmlich um des Mädchens Hand und Herz sich zu bewerben. Glück auf die Reise.

In unsers Freundes Leben tritt jetzt gewissermaßen ein Ruhepunkt, ein Stillstand ein. Sein Haar färbte sich schon grau, sein Auge schaute nicht mehr so voll und kräftig in die Welt hinaus, er sehnte sich nicht darnach, von neuem die Welt zu durchwandern, nein, er pries sein häusliches Le-

den glücklich, und dankte dem Schöpfer für den Hafen der Ruhe, den er jetzt erreicht hatte. Immer mehr und mehr neigte sich sein Gemüth zu derjenigen Behaglichkeit und Sorglosigkeit hin, die im reifern Alter, nach überstandenen Lehr- und Wanderjahren unsers Charakters sich zu bemächtigen pflegt; der schwache Körper erinnert den Geist an die Nähe des Todes, und ist der Gedanke daran erst erwacht, wahrlich dann wird uns keine Sehnsucht treiben, noch einmal hinaus in die Welt zu wandern und mit Gefahren und Sorgen zu kämpfen; ernst und ruhig werden wir uns ein stilles Plätzchen ausersehen, auf dem wir den kurzen Rest unsers Lebens in der Erinnerung früherer Tage hinzubringen gedenken, um dort unsere Rechnung mit dem Himmel abzuschließen.

Dieser letzte, eben ausgesprochene Satz, „unsere Rechnung mit dem Himmel abzu-

schließen," bringt uns auf den Gedanken, das Leben zu vergleichen mit einer Messe. Mit unzähligen Gegenständen aus allen drei Reichen der Natur ist bereits das Leben verglichen worden: wir fürchten uns daher mit Recht, einen neuen Vergleich unsern Lesern mitzutheilen, doch tröstet uns der Glaube, unser Gedanke sey vielleicht noch unbekannt. Das Leben verglichen wir einer Messe und beeilen uns nun, das tertium comparationis zu geben. Es sammelt sich die Menge auf dem Markte, man kauft, verkauft, speculirt, macht Entrepriſen des Gewinnes halber, bis endlich die Zahlwoche heranrückt. Der Kaufmann eilt auf sein Comptoir, vergräbt sich unter Rechnungen und Schriften, und geht nun mit sich zu Rathe über den Erfolg seiner Bemühungen. Mancher gewahrt mit frohem Blick, wie richtig er speculirt, wie fleißig er gewesen und wie sein Gut sich vermehrt hat. Ohne

Herzklopfen, heitern Angesichts sieht er dem Termine entgegen, wo er die versprochenen Zahlungen leisten soll. Nicht so Alle. Unter der großen Menge Handelnder finden sich auch Viele, die verzweifelnd über zu gewagte, mißlungene Unternehmungen, mit Zittern und Zagen die Stunde erwarten, wo sie sich für bankerott erklären müssen. Gerade so ist's im Leben. Wir handeln, unternehmen, speculiren, wir wandern hinaus, um unser Herz und unsern Verstand zu bilden; kommen endlich die Jahre, die uns zur Ruhe nöthigen, kommt der Gedanke an das Ende unserer Lebenswallfahrt, dann suchen wir den ruhigen Ort, wo wir unsere Rechnung mit dem Himmel abzuschließen gedenken. Der brave, edle, gute Mensch zittert dann nicht vor dem Tode, in ihm lebt die Überzeugung, recht gehandelt und tugendhaft gelebt zu haben; gefaßt und heitern Muthes erwartet er die Trennungs-

stunde. Wer aber sich nicht reines Herzens ist bewußt, wer im Strudel der Welt und des Handelns den bessern Theil seines Ichs verlor, der sieht, wenn er nun in den späten Jahren seines Lebens mit sich zu Rathe geht, verzweifelnd auf das Facit seiner Rechnung, es stimmt nicht, das Debit ist zu groß und er harret zitternd des Monats, wo er vor dem weisen und allmächtigen Gotte den Bankerott seines Herzens erklären muß.

Der gütige Leser verzeihe diese Abschweifung, wir bitten um Nachsicht und kehren zu unserer Gesellschaft zurück.

Wilhelm lebte jetzt noch auf Nataliens Gute, hatte aber schon an Lothario und Theresen, deren Kenntnisse in der Landwirthschaft und Oeconomie er schätzte, den Auftrag gegeben, ein schönes, bequemes und gut gelegenes Gut zu kaufen, wo er mit Marianen und Felix, der vorzüglich Geschmack an der Landwirthschaft fand, hinzuziehen,

und den Rest seines Lebens zuzubringen gedachte. Natalie gab sich alle Mühe, ihrem Freunde den Aufenthalt auf ihrem Gute so angenehm und unterhaltend als möglich zu machen; deshalb ließ sie die neuesten literarischen Produkte aus der nahe gelegenen Stadt nebst den vorzüglichsten Tagesblättern und Zeitschriften kommen, weil sie die Neigung unsers Wilhelm Meister zur Literatur kannte. Wilhelm erkannte mit Dank diese Aufmerksamkeit Nataliens und ließ es sich recht wohl seyn. Auf seine Bitten hatte endlich Mariane darin gewilligt, im letzten Akte ihres Lebens dem Freunde, dem Geliebten ihrer Jugend vor dem Altare die Hand zu reichen; das Herz besaß Wilhelm schon. Ganz im Stillen wurde das treue Paar von dem Pfarrer des Orts an einem freundlichen Tage getraut und nur Natalie und Laertes waren Zeugen der feierlichen Handlung.

Doch wir haben ganz vergessen, etwas Näheres über Laertes Anwesenheit auf Nataliens Gute zu sagen. Wilhelm hatte in der Kaiserstadt Deutschlands seinen alten muntern Freund Laertes als König Philipp auf dem Hoftheater wiedergefunden, und verließ ihn, nachdem jener das Versprechen gab, im nächsten Frühjahre seinen ehemaligen Prinzen Hamlet zu besuchen. Er hielt auch Wort. Schwäche des Körpers nöthigte ihn, auf einige Zeit Urlaub vom Theater zu nehmen und zu reisen, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Die Gelegenheit war ihm gerade noch gewogen, und er beschloß, seinem Versprechen zu genügen, die Urlaubzeit bei seinem Freunde Meister auf dem Lande in der freien Luft, in der glücklichen Natur, entfernt von dem Treiben der großen Stadt, zuzubringen. Als Laertes in Erfahrung gebracht hatte, daß Wilhelm noch auf Nataliens Gute sey, so wandte er zu

unsers Freundes herzlicher Freude hierhin seine Reise. Auch Natalien war diese Überraschung nicht unangenehm. Laertes erleichterte ihr ja die Unterhaltung Wilhelms, und sie selbst fand, nachdem sie den muntern Künstler näher hatte kennen lernen, viel Geschmack an seiner Unterhaltung und an seinem Umgange.

Zweites Kapitel.

Aus unſers Freundes Leben erinnern wir uns, daß er gern über literariſche Gegenſtände ſich unterhielt, und wo es ihm nur irgend möglich war, ſuchte er das Geſpräch auf die Erzeugniſſe im Felde der Kunſt und des Wiſſens zu bringen. Aus den Unterhaltungen mit Laertes, Natalien, Marianen und Felix theilen wir nur einige Anſichten unſers Freundes mit.

Eine neue Schrift von Jean Paul gab den Freunden Gelegenheit, ſich über dieſen Dichter auszuſprechen.

„Jean Paul," begann Laertes, „hat mich in allen ſeinen Schriften reich befrie-

digt, er ist ein gemüthlicher Dichter, er kann satyrisch, sentimental oder humoristisch seyn, und seine ungeheure Phantasie versetzt mich oft in Staunen und Bewunderung. Im Titan, im Hesperus, in der unsichtbaren Loge finden wir auf jeder Seite den witzigen, aber auch gefühlvollen großen Geist."

„Mir scheint Jean Paul," entgegnete Wilhelm, „etwas zu schroff in seinen Witzen. Ich will ihm keinesweges die Vorzüge, die Sie ihm beilegten, absprechen, nein, er ist satyrisch, humoristisch und gefühlvoll, aber zuweilen läuft sein Witz mit der gesunden Vernunft davon, sein Humor wird langweilig und der gefühlvolle Dichter wird oft Schwärmer. Betrachten Sie, lieber Laertes, nur einmal seine riesenhaften Vergleiche, geben sie nur einmal die Charaktere in seinen Romanen durch, und sie werden meine Aussage bestätigt finden. Ich möchte Jean Paul mit einem wüsten Garten vergleichen'

der reich geschmückt ist mit köstlichen Blumen, nur findet man hier und da hoch aufgeschossene Disteln, die von weitem als majestätische Blumen erscheinen, in der Nähe aber doch nichts weiter, als eben Disteln sind. Oft findet sich auch unter diesen hochaufgeschossenem Unkraut ein niedliches anspruchsloses Veilchen, dessen Blau dem Auge recht wohl thut. Von der Ferne aus nimmt sich der Garten recht erhaben, schön aus; nur in der Nähe bemerkt man, wenn man die einzelnen Parthien durchwandert, die größte Unordnung, und der Gärtner scheint sich gerade auf diese Unordnung etwas einzubilden. Irgendwo erinnere ich mich über den Witz dieses Dichters ein Urtheil gelesen zu haben, das wenigstens meinen vollen Beifall hat. Dieses Urtheil ist ganz kurz und lautet: „Jean Paul kokettirt mit seinem Witz."

„Das scheint mir," meinte Laertes,

„doch ein wenig zu hart geurtheilt, wiewohl ich eingestehen muß, daß mir hie und da sein Witz etwas zu gesucht vorkommt. In diesen Fehler sind aber unsere Satyriker oft verfallen, denken Sie nur an Rabener, Lichtenberg."

„Halt! lieber Laertes," fiel Wilhelm dem Freunde ins Wort, „sie nennen da zwei Namen so neben einander, die gar nicht zusammen passen. Wie können sie nur den faden, alltäglichen Rabener neben Lichtenberg stellen. Ich muß Ihnen nur bekennen, daß ich den Letzteren vielleicht für den größten Geist, den jemals Deutschland gekannt, halte, und ich freue mich, daß wir von Jean Paul so gerade auf ihn kommen."

„Lichtenbergs Satyre liegt zu sehr in Gedanken, er berücksichtigt weniger die witzige Einkleidung, die Form und mit den gewöhnlichsten Worten, in den alltäglichsten

Ausdrücken sagt er oft den witzigsten Gedanken."

„Mein Gott, Laertes, Sie widersprechen sich ja selbst. Der Witz muß ja eben nur im Gedanken liegen, wenn er Werth haben soll. Gerade was Sie an Lichtenberg zu tadeln finden, muß ich loben. Immer wird der Witz gehoben werden, sobald er im einfachen Kleide vorgeführt wird, die Überraschung ist dann um so größer, und die Wirkung vollkommner."

„Mit nichten, mein Freund! davon werden sie mich nicht überzeugen. Der Gedanke macht den Witz nicht aus. Als Gedanke kann er scharfsinnig, aber nie witzig seyn, die Form erst giebt ihm den Witz und macht ihn dann, wie ich schon sagte, eben zu einem witzigen Gedanken. Ich hätte besser gethan vorhin, als ich von Lichtenbergs Witz sprach, statt des Ausdruckes: „witziger Gedanke" lieber: „scharfsinniger Gedanke"

zu sagen, um dadurch jedem Mißverständnisse in meiner Behauptung vorzubeugen."

„Wenn ich nun aber aus den Werken unserer größten Kunstrichter und Ästhetiker beweise, daß der Witz in dem Gedanken liegen müsse, um auf das Epitheton „witzig" Anspruch machen zu können, werden Sie alsdann noch bei ihrer Theorie eigensinnig verharren?"

„Allerdings werde ich das. Bei mir ist diese Theorie zur Überzeugung geworden und kann mir so leicht nicht geraubt werden."

„Nun, dann lassen Sie uns um Gotteswillen nicht länger streiten. Sie behaupten, die blaue Farbe sey schwarz, ich sage, sie ist blau, und — hiermit sind wir fertig. Indessen muß ich noch hinzufügen, daß Sie mir scheinen, das Lächerliche mit dem Komischen zu vertauschen. Ein einfacher Gedanke, eine gewöhnliche Rede spaßhaft vorgetragen,

kann unser Lachen erregen, deshalb ist dieser Gedanke aber noch keineswegs witzig. Der Werth des Komischen scheint hauptsächlich darin zu liegen, wenn hinter dem Scherze selbst ein gewisser Ernst verborgen ist. Nehmen Sie irgend einen witzigen Ausspruch Lichtenbergs und zergliedern sie denselben, so werden Sie das wahrhaft Komische und Witzige erkennen. Bouterweck, den Sie als Ästhetiker doch gewiß schätzen werden, sagt in seiner Analyse des Komischen: „Aber in den Scherz selbst, den Ernst so übertragen, daß jener die Dienste thut, die man zuweilen selbst diesem vergebens ansinnt, ist des wahren Satyrikers und des Humoristen Pflicht und Beruf. *)

Laertes saß ruhig da, und schien nicht geneigt, eine Antwort unserm Freunde hierauf zu geben.

*) Siehe Bouterwecks Aesthetik. 1ster Theil. Seite 175.

„Ich merke, lieber Laertes," fuhr Wilhelm fort, „daß Sie ungehalten über meine Citation Bouterwecks sind. Ich hatte mir zwar vorgenommen, Sie vollkommen von meiner Ansicht zu überzeugen, denn Sie wissen wohl, daß man gern zu belehren trachtet, aber seyn Sie unbesorgt, ich breche schon ab."

Drittes Kapitel.

Wilhelm fing jetzt an, sich näher über die Vorzüge Lichtenbergs auszulassen, er schilderte die vortreffliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche und behauptete, daß Lichtenberg bei weitem mehr Witz, Tiefe und Verstand in Hogarths Kupferstiche hineingetragen habe, als wirklich darin verborgen sey. Die unbedeutendsten Gegenstände, die dem Auge des aufmerksamen Beschauers selbst entgehen, sucht Lichtenberg hervor und findet darin reichen Stoff zu trefflichen witzigen Bemerkungen. Nichts übergeht er, das Kleinste hat für ihn Werth, und sogar das, wobei Hogarth oft sich gewiß selbst nichts

dachte, hebt er hervor zur Freude seiner Leser. Ohnstreitig steht auch Lichtenbergs Erklärung höher und hat größeren Werth als Hogarths Kupferstiche selbst. Doch nicht allein in diesem Werke ist unser vortrefflicher Satyriker so ausgezeichnet, nein — überall in seinen Schriften finden wir den wahren Witz, den ächten Humor und dabei den tiefsten Verstand. Selbst wo Lichtenberg Gegenstände der Physik und Chemie im Göttinger Almanach abhandelt, finden wir doch zerstreute Witzfunken, die um so glänzender leuchten, je mehr sie von abstrakten Begriffen umgeben sind.

In neuern Zeiten trat Th. Friedrich als Satyriker auf, jedoch stand dieser weit gegen Lichtenberg zurück, denn nur durch Lokal-Witze vermochte er, das Lachen der Menge zu erregen, Poesie mangelte seinen Gedanken ganz.

Franz Horn in dem ersten Theile sei-

nes Werkes: „die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts," erwähnt unter dem Artikel: Lichtenberg eine Äußerung dieses witzigen Kopfes mit folgenden Worten: Lichtenberg habe mit ganz besonderer Offenherzigkeit erklärt, er liebe die Poesie nicht, ja er hasse und verachte sie ein wenig. — Leset Euler und Newton, und werft Klopstock in den Winkel!" Sollte Lichtenberg diese Äußerung wirklich gemacht haben, wie wir auf Fr. Horns Autorität annehmen müssen, so wagen wir doch keck zu behaupten, daß Lichtenberg selbst eins unserer größten poetischen Genies, vielleicht das größte war. Ist die Satyre nicht ein vorzüglicher Theil der Dichtkunst? Gehört nicht Tiefe der Gedanken hauptsächlich zur Poesie? Wir werden doch nicht behaupten wollen, daß die Form des Kunstwerks allein es begründe, ob es zur Poesie zu rechnen oder nicht? Die

Poesie muß im Gemüth liegen, dort keimt und bricht sie dann hervor und gleichgültig ist, nach welcher Richtung, zu welchem Ziele sie sich hinneigt. Werden wir nicht dem talentvollen Maler, wenn er auch nie einen Vers gedichtet, poetisches Gemüth zuerkennen? Wir fühlen uns zu schwach, den Gedanken, der uns in diesem Augenblicke vorschwebt, näher zu erörtern; wir deuteten daher nur an, und überlassen großen Geistern die nähere Untersuchung. Sie werden dann bald entscheiden, ob dieser Gedanke — ein Gedanke, oder ob er — keiner ist. Betrachten wir also Lichtenbergs Schöpfungen von diesem Gesichtspunkt aus, so können wir mit Recht ausrufen: Wem soll man poetisches Gemüth zuschreiben, wenn wir es diesem abzusprechen wagen?!!! — Wer kann auftreten und tadeln, was als so vollendet dasteht? Noch

hat es ja kein Kritiker gewagt, unseres Satyrikers Werke anzutasten; sollte es einer je gethan haben, oder noch thun wollen, so wird man bald den Verehrern Lichtenbergs, und deren Anzahl ist gewiß nicht klein, müssen: „risum teneatis" zurufen.

Zum Schluß dieses Kapitels können wir nicht umhin, aus unsers Landsmanns Schriften einige Gedanken herauszuheben, um in den Augen unserer Leser nicht bloß als fade Lobhudler dazustehen: —

„Das Buch, das in der Welt am ersten verboten zu werden verdiente, wäre ein Catalogus von verbotenen Büchern. — Mir thut es allemal weh, wenn ein Mann von Talent stirbt, denn die Welt hat dergleichen nöthiger als der Himmel. — Wenn jemand etwas schlecht macht, das man gut erwartet, so sagt man: nun ja, so kann ichs auch.

Es giebt wenig Redensarten, die so viel Bescheidenheit verrathen."

Nun? Können wir nicht mit Recht sagen, der göttliche Lichtenberg?!!!

Viertes Kapitel.

Später suchte Laertes die Unterhaltung auf die dramatische Kunst zu bringen, und bedauerte dabei den Verfall der eigentlichen Comödie, des sogenannten Lustspiels. „Es scheint," rief er aus, „wenn wir heutzutage auf die Flut der Übersetzungen aus dem Französischen, die immer mehr und mehr noch täglich, ja, man möchte fast sagen, stündlich anschwillt, einen Blick werfen, in Deutschland ein total unfruchtbares Zeitalter für das Lustspiel eingetreten zu seyn. Unsere Klassiker Lessing, Jünger, Schröder, Engel, Beck, Beil, haben keine Nachahmer gefunden, und doch kann ich mir nicht erklä-

ren, warum die Werke dieser klassischen Lustspieldichter auf der Bühne stets eine so geringe Anzahl Zuschauer versammeln, die noch dazu lau und frostig diesen Genuß aufnehmen."

„Darüber wundere ich mich ganz und gar nicht," entgegnete Wilhelm, „denn der Geschmack unseres heutigen Theaterpublikums ist ganz und gar zum Gemeinen herabgesunken und wird eben durch die täglich anwachsende Menge Übersetzungen fader, zweideutiger und oft total unsinniger Lustspiele und Possen abgehalten, sich aus dem Staube empor zu heben. Wenige, nur sehr wenige Verehrer jener ächten Originaldichter sind noch vorhanden, und auch diese wenige besuchen nur aus Anhänglichkeit an die berühmten Namen, die alten klassischen Lustspiele, weil in ihnen die Sprache schon sehr veraltet und der jetzigen Zeit nicht mehr anpassend ist."

„Es giebt," meinte Laertes, „in manchem Lande Verbote gegen die Einfuhr fremder Waaren; warum könnte man nicht auch aus Sorge für den guten Geschmack das Einführen der Vaudevilles auf deutschen Grund und Boden eben so verbieten? Dann sehen sich ja unsere guten Köpfe in Deutschland genöthigt, an Umwandlungen jener klassischen Dichter zu arbeiten, sie mundrecht der jetzigen Generation zu machen; dann würde auch das Studium dieser Meister ausgebreiteter werden und mancher glückliche Nachahmer derselben auftreten können, als deutscher Original-Lustspieldichter."

„Einerseits leuchtet die Unmöglichkeit eines solchen Verbots," versetzte Wilhelm, „von selbst ein; andererseits wäre es auch ungerecht, wenn man der freien Kunst Fesseln anlegen, und für gewisse Distrikte des Landes ein gewisses Streben anbefehlen wollte.

Das Publikum ist jetzt durch Confituren und Eingemachtes verwöhnt, eine gesunde kräftige Speise kann es nicht ertragen; daher bedarf es denn auch eines gescheuten Arztes, der langsam und mit Nachsicht das Gift aus dem Körper zu treiben sucht. — Nun, damit will ich noch nicht sagen, daß alle Produkte der Franzosen in diesem Zweige der Literatur giftiger oder bösartiger Natur sind; man findet auch — aber selten — zuweilen eins besserer Art. — Die Handlung in den meisten dieser französischen Possen geht rasch vor sich, aber sie ist uninteressant, und wird nur interessant für die Menge durch die zweideutigen Situationen, nach denen der Dichter fast in jeder Scene strebt; denn er lebt ja vom Beifall dieser Menge, kennt sein Publikum und sucht also den Neigungen seiner Gönner zu schmeicheln. Unmöglich liegt es im Charakter unserer deutschen Nation, an solchen

leichten, zweideutigen und trivialen Späßen Geschmack zu finden. Im Gegentheil ist unser Vaterland bisher allen Völkern in der Literatur ein Vorbild hinsichtlich der Gediegenheit des Geschmackes gewesen; nur die Mode vermochte die Deutschen zu bewegen, an den Thorheiten fremder Völker auf einige Zeit Gefallen zu finden. Mit Recht glaube ich daher, daß unser deutsches Vaterland bald diese Unnatur ablegen und seines alten Ruhmes eingedenk, das Fremdartige verachten, und zum Bessern, Höheren zurückkehren wird."

„Noch habe ich mir immer nicht recht erklären können, warum unsere neuern Originallustspieldichter so wenig Aufmunterung und Beifall vom Publikum erhielten. Wir zählen deren eine nicht ganz kleine Anzahl und manches gelungene Sittengemälde, manche treffliche Charaktere finden sich bei ihnen vor. Contessa, Müllner, J. v. Voß,

Kotzebue, Anton Wall, Hagemann, Gubitz, Müchler, Körner, Rochlitz, Franul v. Weißenthurn, Steigentesch, Adolph v. Schaden, Kurländer, Lembert, Lebrün, Schmidt gehören dazu, und ich könnte noch fortfahren, Ihnen deren Mehrere zu nennen, die aber weniger bekannt oder doch unbedeutender sind."

„Ich sagte Ihnen ja schon, Laertes, der jetzige Zeitgeschmack sey daran Schuld, und auch wohl einigermaaßen die Trockenheit dieser Lustspieldichter, die Sie eben aufzählten. Sie werden, wenn Sie gefälligst mit mir diese Helden in nähern Augenschein nehmen, dies Urtheil nicht zu stark finden. Sie haben die Leutchen zwar etwas bunt durch einander geworfen, ich will aber ihre Folge beibehalten und nun meine Meinung Ihnen über jeden Einzelnen, aber nur im Allgemeinen, sonst würde ich zu weitschweifig werden, mittheilen. Müllner hat nur we-

nige Lustspiele geschrieben, und ich halte „die Vertrauten" für sein Bestes, wiewohl die Handlung hie und da mich zu sehr an die Intriguen der Franzosen erinnert. Die Charaktere sind darin ziemlich richtig gehalten und der Dialog ist edel und dem feinen Conversationston angemessen. Indessen, das Interesse, was doch die Hauptsache bei einem guten Lustspiele ist, mangelt doch diesem Spiele ganz. Gleich nach den ersten Scenen wissen wir schon den Gang und das Ende der Handlung und dadurch eben wird die Aufmerksamkeit des Zuschauers träge, die Spannkraft nicht angeregt, mit einem Worte, das Interesse mangelt dem Ganzen. Bei seinen übrigen Lustspielen: Der Blitz, die großen Kinder, u. s. w. finden Sie denselben Fehler, und diesen mangeln auch noch eigentliche Charaktere, wes-

halb ich auch das früher genannte Stück: „Die Vertrauten," bei weitem allen seinen übrigen Lustspielen vorziehe.

Fünftes Kapitel.

J. v. Voß hat in frühern Zeiten manches ziemlich gute, unterhaltende Lustspiel geschrieben; ich zähle dazu: „die Griechheit" und „Künstlers Erdenwallen." In der neuern Zeit aber scheint ihn sein Genius ganz verlassen zu haben; er fällt so sehr in das Niedrige, ja man kann ohne Rückhalt sagen, in das Gemeine und zwar so, daß die Darstellungen seiner neuern Stücke auf der Bühne nur noch das Wohlgefallen der Gallerie zu erbeuten im Stande sind. Jüngst hat er wiederum einen Band neuer Lustspiele an das Tageslicht gefördert, wo unter vier Piecen nur das letzte: „Berlin im Jahre 1924"

mir einen hübschen Gedanken zu enthalten scheint. Die Idee, ein Bild der zukünftigen Zeit zu geben, bietet der Phantasie reichen Stoff, aber der Gedanke ist nicht ganz neu *) und Voß hat ihn auch nicht gut benutzt. Man wird aus dem ganzen Gewebe nicht recht klar und bleibt im steten Zweifel, ob der Dichter wirklich das zukünftige Zeitalter sich so denkt, oder nur seinen Spott damit treibt. Kalt und steif sind dagegen die beiden frühern Lustspiele: „Berlin im Jahre 1824" und „Berlin im Jahre 1724." Letzteres mißfiel mir ganz und gar, denn der Stoff, der so manche komische und interessante Situation darbietet, war gar nicht ordentlich benutzt, und dem Werke selbst kann man es recht gut ansehen, daß der Dichter ohne Laune und Liebe für seinen Gegenstand gearbeitet hat; er wird oft gedehnt und statt

*) Meisl Theaterpossen. Das Jahr 1723, 1823 und 1923.

Lachen, oder wenigstens Interesse zu erregen, erregt er nur Langweile."

Unser Freund sprach auch über Kotzebue, und legte nur die Ansicht dar, die wir schon über diesen Dichter in dem ersten Theile dieses Buches erwähnten. Wir verweisen daher des Zusammenhangs wegen unsere Leser darauf hin, und trauen der Consequenz unseres Freundes wohl zu, daß er seitdem seine Ansicht über Kotzebue gewiß nicht geändert hat. Das Resultat seines Urtheils ist ungefähr: Kotzebue ergötzt, ohne tief zu seyn, er wirkt auf das Gefühl in der Benutzung einer augenblicklichen komischen Situation, aber er interessirt weniger.

„Von Anton Wall," so fuhr Wilhelm fort, „weiß ich wahrhaftig nicht viel zu sagen, denn mir ist nur ein Lustspiel von ihm, „die beiden Billets," bekannt. Die drei Charaktere darin sind sehr wahr und anzie-

hend gezeichnet, die Sprache ist diesen Charakteren angemessen, und die Handlung — i nun, die Handlung unterhält, wiewohl das wahre Interesse eigentlich abgeht. Indessen müssen wir auch nicht zu große Forderungen an dergleichen Werke machen; Laune herrscht in dem Stücke, und es hat mich begierig gemacht, mehrere Produkte dieses gefälligen Dichters kennen zu lernen, jedoch bis jetzt habe ich noch nicht weiter gehört, daß mehrere Lustspiele von ihm existiren."

„Weit fruchtbarer dagegen, als Anton Wall, ist unstreitig Franul v. Weißenthurn. Sie, Laertes, kennen dieselbe gewiß; denn ich habe gehört, sie sey dramatische Künstlerin bei dem Hoftheater, bei dem auch Sie angestellt sind."

„Ganz recht. Indeß ihr Ruf als Schauspielerin ist nicht so ausgebreitet, wie der, als Dichterin. Offenherzig gestanden,

lieber Meister, gefallen mir nur sehr wenige von ihren Sachen. Die Handlung ist gedehnt und die Helden und Heldinnen predigen so viel Moral in einem fort, daß einem armen Sünder dieser Welt ordentlich dabei bange wird. In anderen Stücken, wo der Stoff die Dichterin hindert zu moralisiren, herrscht zuweilen Laune."

„Hören Sie," fiel Wilhelm ihm ins Wort, „ich muß Ihnen ein Geschichtchen mittheilen, über dessen Wahrheit oder Unwahrheit ich gern belehrt seyn möchte. — Als ich mit dem Baron und seiner Gemahlin und Ernst während des Sommers das Bad besuchte, durchstreifte ich oft mit Ernst die umliegende paradiesische Gegend. Eines Tages gelangten wir zu einem prächtigen Garten und, da die Pforten desselben weit geöffnet standen, zauderten wir nicht einzutreten. Am Ende einer Allee gewahrten wir ein wunderschönes Mädchen sitzend, das

Spinnrad vor sich und ämsig beschäftigt, ohne die Augen vom Flachs zu erheben, die niedlichsten Fäden zu spinnen. Ernst, dem das schöne Antlitz sehr zu behagen schien, trieb mich an, darauf loszugehen. Wir näherten uns schüchtern und, als wir fast ganz nahe waren, grüßten wir sehr höflich und baten in bescheidenen, anständigen Worten um Entschuldigung unserer Kühnheit. Keine Antwort. Wir wiederholten unsere Anrede. Da erscholl ein Lächeln — aber woher dieses Lächeln kam, das wußten wir wahrlich nicht, denn unsere schöne Spinnerin verzog keine Miene und arbeitete unaufhörlich. Endlich, um kurz zu seyn, gewahren wir denn, daß im Hintertheile des Stuhles ein Knabe sitzt und die ganze Maschine, unsere Schöne war von Holz, zu seinem Vergnügen dirigirt. — Tausendmal, und abermal tausendmal, bitte ich, theurer Freund, um Entschuldigung für

diese etwas langweilige Erzählung; ich habe dabei ganz das Geschichtchen von unserer Dichterin vergessen, das ich Ihnen mittheilen wollte. Nun hören Sie nur, die Welt denkt doch immer Arges von den Leuten, und sucht das Erhabene in den Staub zu ziehen. So erzählt denn auch der böse Leumund: Franul v. Weißenthurn sey so eine Spinnerin, wie ich Ihnen eben beschrieb, sie gäbe weiter nichts zu allen ihren Dichtungen her — als den Namen. Unmöglich kann ich das glauben; ich erzähle es Ihnen nur, um durch Sie eines Bessern belehrt zu werden, indem Sie, Laertes, wahrscheinlich wissen, ob die Welt diesmal recht oder unrecht habe." — „Ich kann Ihnen," versetzte Laertes, „darüber keine genügende Auskunft geben, indem ich mich zu wenig um die Verhältnisse der Dichterin bekümmert habe. Ich stimme auch Ihnen bei, und halte die ganze Geschichte bloß für eine Er-

findung böser Menschen, die der Dichterin und Künstlerin ihren Ruhm beneiden, und deshalb auf die empfindlichste und kränkendste Weise sie heimtückisch anzufeinden suchen."

Sechstes Kapitel.

„Steigentesch, Kurländer, Lembert, Castelli, Lebrün, Schmidt gehören so ziemlich in eine Kategorie, worin aber der erste, Steigentesch, und der letzte, Schmidt, die Hauptplätze einnehmen. Steigentesch hat manches recht Gute geschrieben, namentlich „die Mißverständnisse," nur leidet sein Dialog an Schwerfälligkeit und seine Poesie an Prosa; Schmidt hat durch das Preisstück, „der leichtsinnige Lügner," sich in der dramatischen Literatur einen Namen erworben, jedoch finde ich nach meiner Ansicht nichts so außerordentlich Vortreffliches an dem ganzen Stücke. Die Idee ist nicht neu,

und erinnert zu sehr an Goldoni und dann sind die Charaktere auch gar zu gewöhnlich. Seinem neuesten Werke: „Die Theilung der Ehre," ist von seinen Mitbürgern reicher Beifall, übertriebenes Lob gespendet worden; an andern Orten dagegen hat es nicht nur nicht gefallen, sondern ist auch gefallen. Hätte der Dichter die Handlung des Stücks, die nicht ganz ohne Interesse ist, die sich jetzt durch mehrere Akte mühsam durchspinnet, wo denn gegen das Ende der Faden immer feiner und feiner wird, in einem Akt zusammengedrängt, so bin ich überzeugt, es würde in dieser Gestalt nicht nur allgemeinen Beifall, sondern auch bei weitem mehr ästhetischen Werth erhalten haben."

„Kurländer, Lembert, Lebrün, Castelli haben nur sehr selten und sparsam ihr eigenes Feld bestellt; meistentheils lieferten sie dem verderbten jetzigen Zeitgeschmacke nur

immer mehr und mehr Stoff, tiefer zu sinken. Ihre Übersetzungen aus dem Französischen und Nachbildungen nach dem Französischen des Melesvilles, Scribe ꝛc. ꝛc. sind nur Kinder, die auf kurze Zeit das Tageslicht oder, besser und richtiger gesagt, den Lampenschein des Theaters erblicken, sich eines beifälligen Lächelns vom Olymp herab erfreuen, und gleich ephemeren Erscheinungen an dem andern Tage schon zu Grabe getragen und vergessen sind. Das meiste Glück mit diesen fremden Produkten machten Theodor Hell, Carl Blum und Frau Krickeberg. Der Erstere verstand es sehr wohl, das Bessere aus der ungeheuren Masse der französischen Erzeugnisse hervorzusuchen und auf die ihm eigenthümliche Weise dem Publiko angenehm und schmackhaft zu machen. „Der Unschuldige muß viel leiden," „der Hofmeister in tausend Ängsten," werden überall gefallen und Beifall

erhalten. Carl Blum ſtellt uns in ſeinem „Bär und Baſſa," „Gänſerich und Gänschen," u. ſ. w. den klaſſiſchen Unſinn dar, und amuſirt deshalb eine Zeitlang. Nur bitten wir dieſen talentvollen jungen Dichter und Tonkünſtler um des Himmelswillen mit einem „Prinz Riquet" oder dergleichen uns zu verſchonen, denn was auch politiſche Zeitungen, die ſich ſo en passant auch um Kritik der dramatiſchen Literatur bekümmern, ſagen mögen, ich finde doch Prinz Riquet ſowohl hinſichtlich des Textes als der Muſik — unter aller Kritik. Frau Krickeberg hat gleichfalls mehrere ziemlich hübſche Piecen aus dem Franzöſiſchen übertragen, und hauptſächlich hat mich das jüngſte ihrer Kinder: „Der Kammerdiener," als ein artiges Intriguenſtück gefallen. Artig, ſag' ich, nein, da thue ich doch der Sache allzu viele Ehre an, ich hätte lieber den Ausdruck: „unartig," gebrauchen ſollen, denn die Hand-

lung des Stücks dreht sich nur um eine Equivoque."

Gern hätte Wilhelm bei der Erwähnung Theodor Hells etwas über seine neuen Dramen aus dem Französischen gesagt, aber da sich der Gegenstand der Unterhaltung zwischen ihm und Laertes nur auf das Lustspiel beschränken sollte, so schwieg er ganz davon. Wir können aber nicht umhin, einige Worte hier noch darüber einzuschalten. „Die Galeerensclaven" und „die beiden Sergeanten," haben in unsern Tagen auf allen Bühnen Deutschlands Sensation (furore) erregt, ob mit Recht oder Unrecht? wollen wir den Kunstrichtern zur Entscheidung überlassen. In den Galeerensclaven erschien uns nur immer die Scene, worin François den gebrandmarkten Arm seiner Geliebten den Zuschauern hinhält, nicht nur unästhetisch, sondern im höchsten Grade abschreckend, gräßlich. Ist das etwa heutzutage Rührung,

wenn im Parterre die Damen vor Schreck aufkreischen und in Ohnmacht sinken? Unwahrscheinlichkeiten finden sich ebenfalls in diesem, wie in dem andern Drama: „die beiden Sergeanten," vor, doch — genug davon. Wir dürfen uns darüber kein absprechendes Urtheil erlauben. Wo Alles so überschwenglich lobt und wir tadeln wollten, da ist es besser, daß wir fein im Hintergrunde bleiben und schweigen.

Siebentes Kapitel.

Noch bis auf den heutigen Tag weiß man nicht mit Gewißheit zu sagen, zu welcher der Dichtungen der Roman gehört. Der Eine meint dies, der Andere jenes. Die Gelehrten und Kunstrichter haben sich darüber oft gestritten, doch ohne zu einem glücklichen Resultate gekommen zu seyn. Bouterweck classificirt die Dichtungsarten in seiner Ästhetik folgendermaßen. Die erste Classe umfaßt nach seiner Ansicht die lyrischen Formen, das Lied, die Ode u. s. w. Die zweite Klasse die didaktischen Formen, die dritte Klasse epische Formen, die vierte Klasse dramatische Formen. Nun fügt er noch

eine fünfte Klasse, eine Ergänzungsklasse hinzu und in dieser handelt er dann zum Schluß, nachdem er Hirtengedicht, Epigramm, beschreibend Gedicht, äsopische Fabel vorangestellt, ganz in der Kürze noch vom Romane. Unstreitig leuchtet bei dieser Klassifikation hervor, daß Bouterweck ganz allein auf die Form der Dichtungen Rücksicht genommen, und nach ihnen sein System aufgestellt hat.

Es wäre eine unverzeihliche Arroganz von unserer Seite, wenn wir diesen großen Philosophen tadeln (i nun, das wäre leicht) oder gar verbessern wollten. Bouterwecks Ansehen, Verdienst und Gelehrsamkeit ist zu groß und zu allgemein bekannt, als daß wir nicht mit Recht befürchten müßten, mit unserer Verbesserung verlacht und verspottet zu werden. Indessen wird dieser Gelehrte uns es gewiß nicht übel deuten, wenn wir es unternehmen, neben seiner Klassification, die

gewiß ihre großen Vorzüge hat, noch eine andere aufzustellen, die in der Grundlage ganz von der Seinigen abweicht, also von Niemanden als eine Verbesserung der Theorie des großen Ästhetikers angesehen werden kann. Eigentlich sollten wir mit unserm Problem fein zu Hause bleiben, und nicht in die Schranken treten, denn am Ende geht es uns doch damit noch traurig, und wir werden ausgelacht, doch das mag auch seyn, warum soll man nicht im freien Lande auch frei seine Ansichten über Kunst und Wissen aussprechen können? Warum soll man nicht lieber über eine falsche Meinung sich öffentlich belehren lassen, um Irrthümer abzulegen, mit denen man sonst im Stillen ungewarnt und ungebessert herumschleichen müßte? — Also frisch an das Werk.

Über den Begriff der Poesie herrscht kein Zweifel. Die Poesie äußert sich aber

nun auf verschiedene Weise, und giebt uns dadurch Gelegenheit, die einzelnen Kunstwerke in gewisse Gattungen einzuschränken, zur bessern Übersicht und zur richtigern Beurtheilung. Hauptsächlich unterscheiden sich die Dichtungen ihrem Charakter nach: theils sind es reine Erzeugnisse unseres Gefühls, theils geben wir unsern Gedanken bloß poetische Form und endlich werden wir durch einen Gegenstand, durch ein Gefühl hingerissen zur poetischen Schilderung eines Gegenstandes oder einer Handlung. Wir wollen damit nicht sagen, daß der einen Dichtungsart das mangeln müsse, was der andern ihren Werth giebt; wir beschränken dadurch keineswegs die Phantasie oder das Gefühl, sondern wir gehen lediglich von dem Grundsatze aus, nach dem vorwaltenden, vorherrschenden Charakter einer Dichtung dieselbe auch zu classificiren. Wir

nehmen zu Folge dieser Meinung drei Dichtungsarten an:

1) Die Gefühlspoesie. Hier ist der vorherrschende Charakter also das Gefühl, der Sinn. Es würde also zu dieser Gattung das Lied, die Ode, Sonett, Elegie, Heroide und Idylle gehören.

2) Die Verstandspoesie. In ihr ist nicht die Empfindung der Hauptgegenstand des Kunstwerks, sondern der Gedanke, und durch den Gedanken zu empfinden, zu belehren oder zu unterhalten. Das Lehrgedicht, Epistel und die Fabel gehören dazu. Die Fabel allerdings, denn in ihr ist die Moral, die sie enthält. Der Charakter des Kunstwerks und das Erzählende, Handelnde giebt ihm nur die Form.

3) Die erzählende oder beschreibende Poesie. Durch einen äußern oder innern Bewegungsgrund getrieben, malen wir

eine Handlung aus, deren Interesse uns begeistert hat. Diese Ausmalung kann in verschiedener Form geschehen, und deshalb werden wir auch zu dieser Klasse das Epos, die poetische Erzählung, das Mährchen, die Romanze, die Ballade, das Drama, Trauerspiel, Schauspiel, Lustspiel und den Roman rechnen müssen, und somit wüßten wir nicht, welche Dichtungsart uns noch übrig bliebe, die nicht in diese drei Klassen einzupassen wäre, sondern einer vierten oder fünften Ergänzungsklasse bedürfte.

So viel von unserer Ansicht. Ist diese Eintheilung neu, so soll es uns lieb seyn, etwas Neues an das Tageslicht befördert zu haben, wenn es auch an Mangel und Unrichtigkeiten leiden sollte. Wir erwarten nun die Belehrung gelehrter und erfahrner Männer hierüber und werden jeden freundlichen Tadel gern anhören und unsere Mei-

nung darnach zu berichtigen oder ganz abzulegen suchen.

Dieses Kapitel schrieben wir gleichsam als Vorrede zu den Urtheilen, die wir in den folgenden Kapiteln von unserm Freunde über die romantische Literatur unserer Zeit hören werden. Wir bitten aber wegen der Abschweifung unsere Leser um Verzeihung. — Ach! Wir hätten eigentlich oft um Verzeihung zu bitten, denn ein großer Theil unserer Leser wird wahrlich für dieses Buch noch eine Ergänzungsklasse zu unserm Systeme von einer Eintheilung der Poesie erdenken müssen; denn soll es ein Roman seyn, wozu diese buchlangen, im Einzelnen aber doch nur flüchtigen, Ansichten der neuesten Literatur? Oder soll es etwa ein Buch voller kurzer Recensionen und Kritiken seyn, wozu dann Marianens Geschichte, wozu alsdann verfolgt es die Lebensgeschichte Wilhelm Meisters, dessen Lehrjahre Göthen

unsterblich gemacht haben? — Ach wir können weiter nichts thun, als unsere Leser auf den Titel hinweisen, da wird denn doch wohl stehen, welche Tendenz dieses Buch eigentlich hat, was es denn seyn soll?

Auf dem Titel steht nichts?!!! — Das haben wir weise gemacht. —

Da wir nun einmal angefangen haben, in diesem Kapitel unserm gepreßten Herzen, unserm beängstigten Gewissen Luft zu machen, so wollen wir nur noch fortfahren zu beichten, vielleicht finden wir Erleichterung und Verzeihung.

„Welche Kühnheit," so lautet es überall, „ein Unbekannter, ein — absolutes Nichts, wagt es da unseres göttlichen Göthe göttliches Werk fortzusetzen? Ist das erhört? Das ist unverzeihlich!"

Ach Gott ja, meine Herren, Sie haben Recht, es ist eine unverzeihliche Kühnheit; aber wer am meisten darüber aufgebracht

ist, das können Sie mir glauben, das sind wir, der Verfasser, selbst; wir bitten den großen Göthe, wir bitten das ganze Lesepublikum um Verzeihung, schlagen reuig auf unsern vor Angst klopfenden und pochenden Busen und rufen:

Wir sind allzumal arme Sünder!!

Achtes Kapitel.

Nur zwei Stunden von Nataliens Gut lag ein angenehmes Wäldchen; es gehörte dem Fürsten, der zuweilen hier zu jagen pflegte. Fast im Mittelpunkte des Gehölzes stand ein allerliebstes, nettes und im Innern zierlich eingerichtetes Forsthaus, dessen Herr, Conrad, als Oberförster hier mit seinem alten Vater hausete. Conrad war ein rascher, feuriger Mann, hoch liebte er das Waidwerk, Jagd war ihm das höchste, edelste Vergnügen; aber er hatte von der Academie nicht nur Kenntnisse im Forstwesen und in der Jägerei mitgebracht, er hatte auch einige Bildung erhalten, verstand meh-

rere Sprachen, und hatte Sinn und Gefühl für das Schöne. Er war nicht mehr jung, er hatte beim Militair gedient, und erst vor kurzem seine Entlassung mit dieser Versorgung erhalten. Felix, der bald auf seinen Wanderungen den Schlupfwinkel Conrads entdeckt und dessen Bekanntschaft gemacht hatte, fand großes Behagen an dem muntern, fröhlichen Jäger. Er besuchte jetzt fast täglich, sobald er nur die Gelegenheit wahrnehmen konnte, seinen neuen Freund, ohne seinem Vater, Marianen, Natalien oder Laertes das Geringste zu entdecken; er hatte vielmehr den Plan im Stillen entworfen, seinen Familienkreis mit dieser neuen und, wie er glaubte, interessanten Erscheinung zu überraschen.

Conrad ließ sich durch Felix leicht bewegen, an einem schönen Abende im Spätsommer den Familienkreis unsers jungen Freundes zu besuchen.

So kam denn Felix mit Conrad und stellte ihn seinem Zirkel vor. Wilhelm, der im hohen Grade die Gabe besaß, Jemandes Neigung, überhaupt sein Inneres so ziemlich zu durchschauen, entdeckte nach kurzem Gespräch in Conrad einen wackern Mann; und Wilhelm und Laertes nicht allein, sondern auch die Damen fanden Gefallen an dem Gast, und Alle suchten ihn zu bewegen, sobald es nur seine Geschäfte erlaubten, ihren Zirkel zu vermehren. Conrad dankte für die gütige Aufnahme, versprach recht oft zu erscheinen und hielt auch wirklich Wort.

Aus diesem Grunde konnten wir im vorigen Kapitel nicht die Unterhaltungen zwischen Wilhelm und Laertes über dramatische Dichtkunst fortsetzen, denn das war gerade der Zeitpunkt, wo Felix seinen neuen Freund der Gesellschaft vorstellte, und seit dieser Zeit hatte man nun gehörig zu thun,

den Gast auf das Angenehmste zu unterhalten und, weil Wilhelm bemerkte, welch einen großen Jagdliebhaber er vor sich hatte, fürchtete er mit seinen literarischen Gesprächen bald den Ankömmling zu langweilen und den Colonisten zu verscheuchen, der ja so eben gesonnen war, sich bei ihnen recht fest anzusiedeln.

Conrad fand gleichfalls Behagen an dem offenen, ungezwungenen aber doch anständigen Umgang mit den Freunden Felixens und am meisten gefiel ihm Natalie bei ihrem ersten Anblick.

Zwar war die Amazone, wie wir sie uns aus unsers Freundes Lehrjahren erinnern, jetzt nicht mehr jung, doch zog ihr sanftes Auge, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Tugend dennoch unwillkührlich jedes Herz an, und so finden wir es keineswegs wunderbar, daß die zarte, liebenswürdige und höchst interessante Weiblichkeit Nataliens einen so be-

deutenden Eindruck auf den kräftigen, gefühlvollen Mann, wie Conrad es war, zu machen, im Stande war.

Die Neigung Conrads nahm, je mehr er die Seelenreize Nataliens näher kennen lernte, von Tage zu Tage zu, und auch Natalie bemerkte nicht mit Widerwillen diese Auszeichnung, sie schien ihr vielmehr zu behagen und sie behandelte unsern Conrad mit ganz vorzüglicher Freundlichkeit.

Unserm Wilhelm entging nicht diese aufkeimende Liebe in dem Herzen Conrads, wie in dem Nataliens; er freute sich innig darüber, und wünschte seiner Freundin im Herzen das beste Glück.

Während Conrad mit Natalien und Marianen sich über häusliche Angelegenheiten unterhielt, unterließ Nataliens neuer Freund nicht, einige derbe Jagdausdrücke, die von der Offenheit seines Herzens zeugten, anzubringen; jedoch suchte er nach und

nach sich dieser Gewohnheit zu entäußern, um seiner Geliebten zu zeigen, daß er nicht ungebildet, sondern ein Freund der Kunst und Wissenschaft sey; ja er forderte sogar Laertes und Wilhelm zu einem Gespräche über literarische Gegenstände auf, indem er einige Bemerkungen über die neuesten Romandichter fallen ließ.

Diese Gelegenheit ergriff nun Wilhelm begierig und, obschon ihm Laertes, der den Bewegungsgrund Conrads schon errathen hatte, mit den Augen zuwinkte, so that er doch, als ob er es nicht bemerkt hätte, sondern fing freudig und munter sein Lieblingsthema, worüber er schon so lange hatte schweigen müssen, auf, und disputirte keck und wohlgemuth mit dem Waidmann, der in diesem Kampfe, zu Nataliens großer Freude, recht deutlich an den Tag legte, daß er auch wußte, was zu einem guten Roman gehöre, und wer in unsern

Tagen sich um die romantische Poesie hoch verdient gemacht habe.

Wir werden wiederum, um unsern Lesern nicht zu langweilig zu werden, nur immer kurz und gedrängt die Ansichten und Urtheile unserer Freunde mittheilen, um dadurch hauptsächlich die Meinung und den Geschmack unsers Freundes Wilhelm Meister, der uns doch vor allem interessiren soll, an den Tag zu legen.

Neuntes Kapitel.

„Gleichwie unsere dramatische Literatur von Übersetzungen französischer Dichter angehäuft wird, so auch unsere Romantische von Übersetzungen englischer. Furchtbar ist die Anzahl der Romane, die theils aus dem Englischen des Walter Scott übersetzt, theils diesem nachgebildet, theils in dem Geschmacke Walter Scotts, meistentheils aber nicht in dessen Geschmack angefertigt sind; und da das Publikum dergleichen Unternehmungen vorzüglich gern zu fördern sucht, so steigt die Flut dieser englischen (??) Romane noch bis ins Unendliche und verdrängt am Ende unsere ausgezeichneten deutschen Dichter ganz."

„Wenn man aber einmal recht auf den Grund gehen und fragen wollte: woher kommt es wohl, daß die Romane Walter Scotts und die nach Walter Scott so sehr dem lesenden Publikum und ganz vorzüglich dem schönen Theile des Publikums behagen? so würde man ehrlicherweise die Antwort geben müssen: — es ist Mode! — Wir stoßen hier also zum zweitenmale auf eine Schwachheit unsers deutschen Volkes, von der diese zweite eben um so lächerlicher ist, als wir in unserer vaterländischen Literatur nur dürfen die Namen eines v. d. Velde, eines Göthe, eines Jean Paul nennen, um die vorzüglichsten Romantiker angeführt zu haben."

Mit dieser Einleitung eröffnete Wilhelm das Gespräch über Walter Scott und fand in dem neuen Freunde Conrad einen großen Verehrer dieses schottischen Dichters, was auch gar nicht zu verwundern

war, denn mußten nicht dem Waidmann die Schilderungen schottischer, rauher Edelleute, wilder Jagden, unwirthbarer Gegenden zusagen und außerordentlich gefallen? Also aus diesem Grunde erhob Conrad den Schotten so hoch und suchte ihn tapfer gegen Wilhelm, der Manches an diesem Dichter auszusetzen fand, zu vertheidigen.

„Durch Walter Scotts Romane haben wir, gleichwie in früherer Zeit durch Ossians Lieder, Schottland kennen lernen und statten es nun nach den Schilderungen des Dichters mit den herrlichsten, majestätischen und wüstesten Gegenden aus. Wir haben durch ihn gewissermaßen auch eine poetische Geographie von Schottland und Irland, so wie eine dichterische Beschreibung von dem Treiben und Leben der Einwohner dieser Länder erhalten; denn eben gerade in diesen Schilderungen und Beschreibungen der Gegenden und Menschen ist

Walter Scott so vorzüglich; er verfährt nicht nach der Sitte unsrer veralteten Romanschreiber und füllt ganze Seiten seines Werkes mit langweiligen Naturscenen, die jeder unzählige Mal besser schon gesehen, oder mit Beschreibung eines Gewitters an; nein, er versteht es vollkommen, den Leser mit in seine Phantasie hinüber zu ziehen, so, daß dieser sich ganz vergißt und in jene Gegenden, die ihm der Dichter bis ins kleinste Detail schildert, zu jenen Menschen, die er ihm so lebendig und bis zur kleinsten Geringfügigkeit, natürlich, täuschend vorführt versetzt glaubt."

„Ich ehre und schätze den großen Schotten," entgegnete Wilhelm, „wie er es verdient. Ich lobe seine Darstellung, seine Schilderungen, seine Beschreibungen, ja seine Charaktere gefallen mir oft recht wohl; nur tadele ich, daß er oft zu weit geht, und zu genau, sowohl den Ort der Handlung, als

seine Helden selbst ausmalt. Wenn der Biograph, und diesem wäre es noch am Ende zu verzeihen, wenn der Dichter, will ich also besser sagen, in der Charakterschilderung eines großen, ausgezeichneten Mannes, die Geschichte der Bildung desselben und seines spätern Wirkens ganz genau den Lesern vor Augen stellt, so finden wir das an seinem Platze und keinesweges tadelnswerth; erzählt uns aber der Verfasser, daß sein Held Mittags zum ersten Restaurateur seines Wohnorts ging, dort eine Portion Suppe à la — — — gegessen, darauf ein kleines Gläschen Madeira, ungefähr von der Größe eines unbedeutenden Schnapsgläschens, in vier bis sechs Absätzen nach jedesmaliger Pause von zwei Minuten und fünf und vierzig Sekunden auszuschlürfen pflegte, hierauf u. s. w. u. s. w. oder etwas dem Ähnliches, so zucken wir mit vollkommenem Rechte darüber die Achseln und

finden eine solche Charakterschilderung lächerlich. — Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich an manchen Stellen in dieser Art und Weise, über Ihren großen Schotten die Achseln gezuckt, und ihn ausgelacht habe, weil er mir wirklich zu kleinlich genau in der Schilderung vorkam — und oft so, daß der gute Eindruck, den seine lebendige Phantasie auf mich machte, plötzlich durch dieses Kitzeln in den Lachmuskeln erlöscht wurde."

Wilhelm schien gar nicht zu bemerken, daß Conrad bereits mit Natalien ein sehr ernsthaftes und wahrscheinlich, nach dem Interesse, das diese Unterhaltung Beiden augenscheinlich gewährte, zu urtheilen, sehr wichtiges Gespräch angeknüpft hatte, — sondern er fuhr in seiner Rede eifrig fort, und zum Glück wandte sich Laertes jetzt zu ihm und schien Theil zu nehmen an unsers Freundes Ansichten.

„Von allen seinen Schriften, oder vielmehr von allen Romanen, die unter dem Namen Walter Scott herausgegeben werden, scheint mir „Ivanhoe" das gediegenste zu seyn. Dieses Werk gehört schon mit zu seinen frühern Arbeiten, und rührt gewiß von ihm selbst her. — Jedesmal überfällt mich eine innere Wuth, gewissermaßen ein Ärger, wenn ich von Damen diesen Dichter so überaus loben höre, denn ich lasse mein Leben, nur ein hundert Theil von den Frauenzimmern, die Walter Scott lesen, sind auch im Stande, ihn unterhaltend zu finden. Schon die historische Grundlage, die jede seiner Erzählungen hat, nicht zu gedenken, die für das weibliche Geschlecht höchst langweilige Einleitung, muß den meisten Leserinnen die Lectüre dieser Romane zu einer uninteressanten machen. Dennoch aber überwinden sie diesen harten Kampf mit der Langweile und lesen die

Geschichte bis zu Ende unter manchen Seufzern, manchen Pausen und bloß — weil es nun einmal Mode ist, ihn zu lesen und in Gesellschaft über ihn zu sprechen." —

Es scheint uns selbst, als habe unser Freund in diesem eben ausgesprochenen Urtheile nicht ganz Unrecht, denn es gehört wahrlich heutzutage zu dem ersten Erforderniß, wenn eine junge Dame Gesellschaften besuchen, und nicht ganz unbeachtet im Hintergrunde bleiben will, daß sie den Walter Scott gelesen habe.

Jede dreizehnjährige Schöne begrüßt ihre Freundin heutzutage mit den Worten: „Mein Gott, Liebe, Du hast doch schon den neuesten Roman Scotts gelesen?" — „Allerdings. Ach er ist herrlich, göttlich!" — „Nicht wahr? himm-

lisch, gottvoll ist er." — Nun! Walter Scotts Werke werden theuer werden, und — die Kochbücher wohlfeiler.

Zehntes Kapitel.

„Unter unsern deutschen romantischen Dichtern," fuhr Wilhelm fort, „steht meiner Meinung nach unstreitig van der Velde als der Erste da. Er vereinigt die Tugenden Walter Scotts in sich, ohne jemals in dessen Fehler zu verfallen. Seine Charaktere sind so wahr, so richtig, und dabei so edel, daß wir nur mit Mühe Stellen auffinden werden in den Werken dieses Dichters, wo er weniger vorzüglich in der Charakterschilderung dasteht."

Wir erinnern uns aus dem ersten Theile unseres Werkes, daß Wilhelm schon einmal in dem Hause des Kaufmann Strahl

bei einer Unterredung mit den gebildeten Töchtern dieses wackern Mannes, seine Meinung über diesen Dichter mitgetheilt hat. Unser Freund verglich dabei die Dichtungen v. d. Velde's mit den dramatischen Werken Schillers, er lobte bei Beiden die Erhabenheit der Darstellung, die treffliche Charakterschilderung und die edle Sprache. Er staunte die Phantasie Beider an, und tadelte nur im Arwed Gyllenstierna mit Hortensien, seiner Nachbarin, daß der Ausgang dieses Romans weniger hält und erfüllt, als der Anfang versprach. Wir sehen also, daß sich unseres Freundes Ansicht über diesen Dichter keineswegs geändert hat, sondern er achtet ihn noch gleich hoch, wie damals.

„Mit Betrübniß," sagte Laertes, „habe ich die Nachricht von dem Tode dieses großen Mannes vernommen, denn auch ich habe mit größerm Interesse jede seiner Dich-

tungen gelesen. Wahrlich, es ist Schade, daß dieser Mann, der der literarischen Welt so viel zu leisten versprach, so bald ein Raub des Todes wurde, und nur einigermaßen vermag uns die Ankündigung Theodor Hells zu trösten, worin dieser verspricht, den literarischen Nachlaß v. d. Velde's den Freunden des verewigten Dichters so bald als möglich zu übergeben."

„Ja wohl, Laertes! es ist ein großer Verlust, und geben Sie Acht, ob nicht einst, wenn unser deutsches Vaterland mehr zur Erkenntniß und zur richtigen Schätzung und Würdigung dieses ausgezeichneten Dichters gekommen ist, die Lectüre der v. d. Veldeschen Romane eben so ausgebreitet seyn wird, als die der Werke Schillers." —

Nach einer Pause und nachdem Conrad von Nataliens Unterhaltung einen Augenblick sich abgewendet hatte, begann Wilhelm über die Fluth unserer neuen Romane seine Mei-

nung vorzutragen. Er vergaß dabei nicht, die vorzüglichsten unserer frühern Romanen-Dichter anzuführen und zu loben. Wieland, Göthe, Engel, Hoffmann, wurden von ihm erwähnt und besprochen; er rühmte Wielands Agathon, Göthes Werther, auch gewissermaßen seine Wahlverwandtschaften, Klingers Faust und Engels Lorenz Stark. Wieland ist faßlich, immer (nicht, wie Franz Horn sagt, mitunter) anmuthig und dabei tief. Er ist frei von allen Irrthümern und Mängeln seiner Zeit, denn wiewohl man ihm vorwirft, er habe sich durch französische Dichter zu einer gewisser Laxität und Schlüpfrigkeit verleiten lassen, so müssen wir doch lieber in seinem eigenen Charakter dieses scheinbar Fehlerhafte suchen, als es dem Einfluß fremder Dichter zuschreiben. Wieland gehörte eigentlich seinem Zeitalter gar nicht an, sondern man könnte ihn nach seinen Werken in das Zeitalter der galanten

Dichtkunst der Griechen rechnen; die Grazien, sein Musarion, sein Aristipp, sein Amadis, sein Agathon vorzüglich, geben davon den deutlichsten Beweis, und wir erkennen in diesen Werken recht gut die Schule, aus der unser anmuthiger, artiger Dichter stammt.

Eilftes Kapitel.

Ueber Goethe hat Wilhelm schon manchen Kampf mit Ernst gefochten, denn Ernst gehörte nicht in die große Zahl der Vergötterer dieses Dichters und Wilhelm zeigte sich gerade eben nicht als ein großer Feind Goethe's, sondern ließ seinen Vorzügen, seinen eminenten Talenten Gerechtigkeit und Lob widerfahren. Über Goethe ist in neueren Zeiten so viel geschrieben und gesprochen worden, es sind Goethianer und Antigoethianer gegen einander öffentlich aufgestanden, daß man sich jetzt ordentlich vorsehen und genau zu untersuchen hat, mit wem man spricht, wenn man im geselligen

Kreise über Goethe ein Urtheil fällt. — Wir nehmen uns daher hiermit sehr in Acht; wir können ja nicht wissen, mit welchem Theil unserer Leser wir es verderben würden, und wir sind leider von uns schon überzeugt, daß wir es mit einem großen Theile unserer Leser bereits verdorben haben. — Immerhin. Es Allen recht zu machen, ist nicht möglich. — Wir können aber dennoch nicht umhin, sollten wir auch all' unser Heil und Glück auf's Spiel setzen, eine kleine, ganz kleine Anekdote von dem großen Goethe mitzutheilen, die wir aus ziemlich glaubwürdiger Quelle haben. Sollte aber dennoch, man kann ja nicht wissen, wie die Dinge sich in der Welt gestalten, diese Anekdote unwahr seyn, dann rufe uns der große Mann, den wir doch nicht beleidigen können, nur ganz kurz zu: „Ihr, Verfasser von meines Wilhelms Meisterjahren! Ihr habt gelogen!" — und gern wollen

wir dann reuig dem Dichter der Dichter zurufen: Pater, peccavimus! — Als Goethe im vorletzten Sommer Carlsbad mit seiner Gegenwart beehrte und sich Könige, Fürsten, Grafen und Barone vorstellen, vom Adel und Volk aber anstaunen ließ, spielte plötzlich der kleine Gott Amor dem siebenzigjährigen Dichter einen losen Streich! Er blickte in das wunderliebliche Auge eines vierzehnjährigen Fräuleins und dieser Blick zündete in seinem nicht allzu jungen Herzen eine Flamme an, die bei des Mädchens Liebreiz selbst einem Greise, und noch dazu einem poetischen Greise, wohl nicht zu verargen ist; jedoch der Dichter — nun kommt das Beste — läßt seinen, durch so lange Jahre, durch so manche Lehren und Wanderungen geprüften Verstand mit dem Herzen davon laufen, und begeht die — aus Respekt verschweigen wir das Wort

Thorheit — also begeht die Schwachheit, förmlich um das Mädchen zu werben. — Ach! Ach! der Arme erhielt ein niedlich geflochtenes Körbchen von der Schönen, mit den sehr geistvollen Worten: „Väterchen! Ich liebe Sie zu sehr. Wenn ich Sie heirathen würde, müßte ich aufhören, Sie zu lieben.“ Sat! Satis! Das hat unsern großen Mann auch geheilt, und wir haben aus sichern Quellen, daß er seit dieser Zeit sich sehr in Acht nehmen soll, einem hübschen und jungen Mädchen in die Augen zu blicken. — Genug davon. Was die Welt doch Alles erzählt! — Wir abstrahiren jetzt ganz von der Anekdote, die wir den Gönnern Carlsbads, so als quasi Brunnenanekdote, aufgetischt haben, und finden uns nur veranlaßt, noch eine für die literarische Welt, für Goethe und für dessen Freunde nicht angenehme Bemerkung,

die mancher gewiß schon im Stillen bei sich selbst gemacht hat, hier anzuknüpfen: Goethe überlebt sich selbst!!! — —

Zwölftes Kapitel.

Ueberall, wo von der deutschen Literatur gesprochen wird, finden wir, daß die Leute über den Verfall derselben klagen und seufzen, und oft wird uns deutlich werden, daß gerade die Leute, die so klagen, stöhnen und seufzen, es eben sind, die einen Verfall der deutschen Literatur herbeiführen könnten, wenn anders derselbe möglich ist. Nein, zum Troste Aller können wir keck behaupten, die Zeit ist noch fern. Wenn auch die größten Geister, wenn Schiller, Wieland, Klopstock, Engel, Lessing, Hoffmann, v. d. Velde dahin, und Goethe ein Greis ist, wenn auch Gnomen und niedere Erdgeister den

Parnaß vergeblich zu erklimmen trachten, und mit ihrem Geheul die Luft anfüllen; so herrscht doch jetzt in der Literatur ein allgemeineres und regeres Streben, Kunst und Wissenschaft wird ausgebreiteter und die beseligenden Folgen davon zeigen sich überall. Zum Schluß dieses Buches nehmen wir uns die Freiheit, aus dem Freimüthigen vom Jahre 1806, als ihn Merkel und Kotzebue redigirten (damals soll diese Zeitschrift reichhaltiger gewesen seyn als jetzt, das heißt, — wir bitten uns nicht falsch zu verstehen, — das Format war größer, es stand also mehr darin) eine Stelle abzuschreiben, die uns sehr wohl gefallen und die der Redacteur Merkel oder irgend ein Mitarbeiter dieses Blattes aus einem andern Buche abgeschrieben hatte. Hier ist die Stelle:

In dem 2ten Stück des dritten Bandes von Bouterwecks neuem Museum der Philosophie und Literatur findet sich ein

Aufsatz mit der Überschrift: Die schöne Seite der deutschen Literatur, worin so manches gesagt wird, das beherzigt zu werden verdient. Nur hier einige Stellen, welche diejenigen Herren treffend charakterisiren, die die Nullität der deutschen Literatur proklamirten.

„Die neuesten Partheigänger in der deutschen Literatur, die noch mit Inbrunst für das Ausländische schwärmen, das aber aus Italien, Spanien und der Provence kommen muß, und von der Höhe ihres romantischen Übersetzungs-Parnasses herab, sogar eine, nur ihnen bekannte Nullität der deutschen Literatur proklamiren, kann nur unter deutschen Studenten und unter halbgebildeten jungen Männern, die noch vor kurzem als Schüler auf den Bänken der Auditorien saßen, eine Art von Ansehen haben, und ihre Trompetenstöße können nur auf ihres Gleichen wirken.“ Ferner heißt

es: „Die Genie-Affectation mag immer in keinem Lande so grotesk figuriren, als in Deutschland; das deutsche Genie büßt dabei selbst nichts ein, und die Genie-Affen leisten sehr gute Dienste; denn sie lenken die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Höhe hin, nach der sie selbst umsonst empor streben. Die neuesten deutschen Sonettenreimer und Idealphilosophen sind mit berauschten Haushähnen zu vergleichen, die als Adler der Sonne näher zu kommen glauben, wenn sie krähend mit den Flügeln schlagen, und dabei nach der Sonne hinblicken." Endlich bemerkt der Verfasser, „daß bei allem Unfuge, der in unserer lieben deutschen Literatur getrieben wird, sich diese doch aufrecht erhalten wird, und daß ein literarischer Patriotismus, der vor der Vernunft die Probe hält, den gebildeten Theil der Nation sanft zu erwärmen anfängt. Ein Geist der freien und kühnen

Fortschreitung im Dichten, Denken und Wissen ist der Geist der deutschen Literatur überhaupt. Zwar geben ihm merkantilische Vortheile, Modesucht, Eitelkeit und Schwärmerei eine verkehrte, verderbliche Richtung, aber hier erkennt man doch auch zugleich den herrschenden Widerwillen gegen alle conventionelle Beschränkung."

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Langsam trabte Ernst auf der Kunststraße, die zu der Stadt führte, wo er die Geliebte seines Herzens hatte kennen lernen. Die Sonne war zur Ruhe gegangen. Unser Ritter ließ seinem Rosse die Zügel hängen, holte aus einem Seitentäschchen eine Flasche edlen Sektes und trank in heiterer Stimmung ganz gemüthlich auf das Wohl seiner Emilie.

Jetzt hatte er die Anhöhe erreicht, und konnte nun schon die Thürme und Giebel der Häuser entdecken. Er bemühte sich eifrig, die Gegend, ja vielleicht das Haus zu erblicken, wo die sanfte Emilie, das Mäd-

chen seines Herzens athmete. Er suchte und suchte vergebens. Ärgerlich schlug er die Arme über einander und gab seinen geheimsten Gedanken Audienz.

Wir sehen also nun wirklich den lustigen Reisegefährten unsers Freundes, dem die Liebe einen so bösen Streich gespielt hatte, gerade auf dem Wege zu seiner Schönen. Die Flamme, so scheint es, die in seinem Herzen für das schmachtende Kind entglomm, ist also noch in voller Gluth, und nicht so plötzlich, wie unser Wilhelm meinte, erloschen. Desto besser, das macht dem Herzen Ernsts um so mehr Ehre, denn wahrlich, wir selbst hätten dem lustigen, windigen Patrone bei seiner Liebe zum Sekt nicht solche Consequenz zugetraut, und sehr erfreut sind wir jetzt über diesen edlen Zug in Ernsts Charakter.

„Du bist also jetzt," so sprach Ernst bei sich, indem sein Roß immer im leichten

Trabe den Berg hinunter setzte, — „ganz ordentlich entschlossen ein Ehemann zu werden, das heißt, wenn Fräulein Emilie Dich mag. Ernst! Ernst! Es ist ein harter Stand, da mußt Du Dich ganz ändern. — Nu was ändern? Du brauchst gerade keine feige Memme zu werden, hast auch nicht nöthig, Dir den Sekt ganz abzugewöhnen, nur gesetzt, ruhig, vernünftig, häuslich mußt Du werden. Das sind sehr respectable Tugenden. Wir wollen sie doch einmal etwas bei Lichte betrachten. Erstens also: gesetzt. Was heißt das? I nun, lieber Ernst, das heißt so viel, Du mußt Dein leichtes, luftiges Wesen ablegen, nicht so viel schwadroniren, nicht so viel liebäugeln, nicht so viel tolle Streiche angeben. — Br! Br! — Das ist ein harter Fall. Wer entschädigt mich für diese verlorne Lust? — Emilie entschädigt Dich. An ihrer Seite geht der gesetzte Ernst, die Augen hübsch gerade

vor sich, durch das Leben, und alle Welt freut sich über das herrliche Paar. Charmant! Charmant! damit bin ich zufrieden; ich will gesetzt werden, ganz ordentlich gesetzt, ach Gott! ich glaube ich bin es schon. — Zweitens: Du mußt ruhig werden. Ruhig, das heißt, Du mußt Deine Hitze bekämpfen, Deinen aufbrausenden Charakter, Deinen Zorn besänftigen. Aber bin ich denn hitzig, aufbrausend, zornig? — Kreuz Millionen!! — Ach ja, ja ich bin es. Nun was ist denn mein Lohn, wenn ich diese Fehler ablege? Die ungetheilte, zärtliche Liebe Deiner Liebe belohnt Dich dann mit ihren schönsten Freuden dafür. — Bon, bon, ich bins zufrieden. Weiter. Drittens — vernünftig, das ist doch wohl ein bischen zu stark; war ich denn bisher unvernünftig? Nun, so manchmal doch! Da will ich mich nun als Ehemann zusammen nehmen, damit ich den Leuten kein Ärgerniß gebe.

Endlich viertens: häuslich. Das heißt, Du mußt fein zu Hause bleiben, wie Du bisher nicht thatest; Du mußt Dein Glück suchen in der Liebe Deiner Gattin und Deiner Kinder, Kinder? — Was? ich Ernst werde auch Kinder haben?! Ha ha ha! Kinder, hol die Pest! Nun ist auch nicht ein einziger Mensch hier, dem ich erzählen könnte, daß ich Kinder haben werde. Da will ich mich also allein freuen. Heraus, edler Sekt, auf Herrn Ernsts, des ruhigen, gesetzten, vernünftigen und häuslichen Ehemanns Wohl. Eins, auf die Gesundheit seiner engelschönen Frau Gemahlin, Emilie. Zwei, auf das Wohl aller seiner Kinder. Hoch hoch hoch!!!!" —

„Ins Teufels Namen, Herr! wie kann man sich unterstehen, hier so gerade durch zu reiten! Sieht man nicht hier das Zollhaus und weiß man nicht, daß man hier halten muß?!"

Ernst blickte jetzt vor sich, und sah ein kleines, ziemlich rundes Männchen im Schlafrock und Pantoffeln, das den Zügel seines Pferdes ergriffen und so sein Roß zum Stehen gebracht hatte. Ernst hatte nicht gemerkt in seiner Freude, daß er vor dem Zollhause vorbei ritt; er wußte auch jetzt noch nicht recht, was das Alles zu bedeuten hatte, und rief dem runden Zolleinnehmer mit vernehmlicher Stimme zu: „Alle meine Kinder sollen leben, hoch!“ — und trank den Rest des edlen Sektes nach.

„Man ist besoffen, man ist selbst ein Kind,“ brummte der Zolleinnehmer, — „doch die Zeit ist zu edel, um sich in Händel einzulassen. Man bezahle augenblicklich, oder man wird mit Gewalt dazu gebracht werden.“

Ernst hätte die Stadt bereits erreicht und bemerkte jetzt beim Umsehen das Zoll-

haus, fiel nun aus seinem Traume, bezahlte lächelnd den Zoll, bat den immerfort brummenden Zöllner um Entschuldigung und ritt endlich nach dem Gasthofe, in dem er schon früher mit unserm Freunde und Felix gewohnt hatte.

Zweites Kapitel.

„Guten Morgen, mein schöner Herr Bruder!“ erklang es unserm Ernst beim Eintreten in das Hotel entgegen.

„Ach! sieh da, meine theure Frau Schwester. Wie gehts? Was macht Dein Mann, mein trauter Schwager?“

„Komm doch, lieber Ernst, ein bischen herauf. Mein Mann hat hier die ganze Stube voller Handwerksleute, die für ihn arbeiten sollen. Komm nur, komm, ich muß Dir das ausführlich erzählen.“

Ernst stieg von seinem Rappen und sprang die Treppe hinauf zu seinem Schwager, dem Baron, der vor einem Tische

voller Zeichnungen und umgeben von einer ziemlichen Anzahl von Leuten, dem Anscheine nach, von Professionisten, gravitätisch dasaß.

Wir müssen uns doch nur einigermaßen näher erkundigen, auf welche Weise dies Zusammentreffen der Verwandten sich vereinigen konnte, und was die Leute sowohl, als die Zeichnungen in dem Zimmer des Barons bedeuten mögen. Wilhelm verließ, so erinnern wir uns noch aus dem ersten Theile, den Baron und die Baronin, nachdem er sie aus dem Bade nach der Residenz im Süden Deutschlands begleitet hatte, wohin die beiden Eheleute eine Einladung des jungen Prinzen rief, der die Baronin in dem Bade so ausgezeichnet und den Baron mit so vieler Huld überhäuft hatte.

Sie fanden Beide viel Vergnügen und angenehme Unterhaltung. Der junge Prinz

veranstaltete zur Ehre seiner Gäste, Fest auf Fest. Der Baron besuchte mit dem Prinzen, der ein großer Freund von Antiquitäten und Seltenheiten war, die reichen Antiquen- und Kunstsammlungen der Residenz und erhielt auch manches Geschenk aus dem Privat-Cabinet des Prinzen. Das spornte ihn an, selbst sich dem Studium der Antiken zu widmen, er schaffte sich die vorzüglichsten Werke darüber an, und begann schon eine Sammlung von alten Kunstschätzen anzulegen. Der Prinz freuete sich darüber außerordentlich, und unterhielt die Baronin, während ihr Gemahl unter Münzen, Gemmen und Büchern verpackt, studirte, auf das Angelegentlichste.

Diese glückliche Zeit währte aber nicht lange. Der Baron sah sich wegen gutsherrlicher Angelegenheiten genöthigt, mit seiner Gattin nach seinen Gütern abzureisen, entlockte aber zuvor noch dem Prinzen das

Versprechen, ihn und seine Gattin während des Spätsommers auf den Gütern zu besuchen.

Jetzt war der Baron auf der Rückreise nach seinen Gütern begriffen und hielt sich nur noch in der Stadt, wo er jetzt mit seinem Schwager zusammentraf, auf, um einen Plan, den er schon auf der ganzen Reise in seinem Innern erbaut hatte, zur Ausführung zu bringen. Der Baron wollte nemlich den Prinzen auf seinem Gute mit der Vorstellung eines deutschen Ritterschauspiels überraschen, und bestellte jetzt zu dem Ende nach Zeichnungen und Mustern bei den auf seinem Zimmer anwesenden Künstlern und Handwerkern, die nöthigen Rüstungen, Schwerter, Schilde u. s. w. Mit einer Schauspielergesellschaft hatte er sich bereits in Correspondenz eingelassen, und diese war gewilligt, ein Engagement auf dem Gute des Barons anzunehmen.

Das Alles theilte der Baron und die Baronin im gehörigen Zusammenhange unserm Ernst mit. Als sie ausgeredet hatten, sprang Ernst, der schon lange nur gewaltsamerweise zugehört hatte, auf, und schrie: „Kinder! Ihr seyd alle Beide total verrückt. Laßt mich nur los, sonst verwirrt Ihr auch mir noch den Kopf!“ — und mit diesen Worten verließ er das Zimmer zum Staunen der Eheleute und flog nach dem Hause des Kaufmanns Strahl.

Drittes Kapitel.

Liebreich war der Empfang unsers Ernst bei Strahls, und Emiliens plötzliche Röthe auf den blassen Wangen überzeugte ihn, daß sein Erscheinen dem Mädchem seines Herzens nicht ganz gleichgültig gewesen. — Fröhlich und wohlgemuth war er in das Zimmer gehüpft, wo er die Familie Strahls versammelt fand, aber als er der holden Emilie ins Auge blickte, da fiel ihm gleich seine Unbehülflichkeit, und die traurige Figur ein, die er neben der Dame seines Herzens, bei seiner ersten Anwesenheit in Strahls Hause spielte, und — ein steifes Compliment, ein kurzer: „Gehorsamer Die-

ner!" war Alles, was er für den Augenblick herausbringen konnte.

Strahls Gattin merkte sogleich, was in unserm Freunde vorging, denn Weiber haben ja einen außerordentlichen Scharfblick in Sachen des Herzens, und suchte alles Mögliche hervor, ihm seine unbequeme Lage zu erleichtern. Doch nicht eher kam Ernst zur Besinnung, als bis die Hausfrau ihrer Tochter Emilie den Auftrag gab, für den lieben Gast ein Frühstück zu besorgen.

So wie Emilie das Zimmer verlassen hatte, wurde Ernst wieder Herr seiner Vernunft, begrüßte nun den Kaufmann, dessen Frau und Hortensien auf das freundschaftlichste und bestellte die herzlichsten Grüße von Wilhelm und Felix. Fest nahm sich aber auch unser Ernst vor, die Contenance nun bei Emiliens Wiedereintreten nicht zu verlieren; er beschloß, gar nicht der Holden ins Auge zu sehen, doch — so spielt

das Schicksal — als Emilie eintrat mit dem Frühstück, setzte sie dasselbe dicht vor dem Gast hin, er mochte wollen oder nicht, er mußte der Schönen ins Gesicht blicken, und — da sah er denn, wie verlegen und roth Emilie dastand, und — fast wären seine guten Vorsätze wieder zu Wasser geworden, hätte der alte Kaufmann Strahl nicht plötzlich sich zu unserm Ernst gesetzt, um bei einem Glase guten, ächten Sektes recht traulich mit ihm zu schwatzen.

Daß Ernst im Hause wohnen sollte, schien so zu sagen längst ausgemacht, denn als er vor Tische noch einmal sein Hotel besuchen wollte, benachrichtigte ihn die Hausfrau, daß seine Sachen bereits hergebracht, und sein Pferd schon in ihrem Stalle stände. Diese Aufmerksamkeit, die ihm so lieb war, und ihm wegen seines Vorhabens das Herz bedeutend erleichterte, machte ihn anfänglich verlegen, er bat tausendmal um

Entschuldigung, der vielen Umstände wegen, u. s. w. und würde sicher bis gegen Abend in Entschuldigungen und Complimenten sich abgeängstigt haben, wenn nicht Emilie dazu gekommen und ihn schüchtern gefragt hätte: „Darf ich die Ehre haben, Ihnen das für Sie eingerichtete Zimmer zu zeigen?“ — „Mit dem größten Vergnügen werde ich Ihnen folgen, mein Fräulein,“ — stotterte Ernst, und polterte selig, gleich einem Berauschten, der reizenden Emilie nach.

So war denn Ernst nun förmlich im Hause an- und aufgenommen. Dem Baron und dessen Gattin, seiner Schwester, hatte er durch einen Boten eine glückliche Reise wünschen lassen und faßte nun keck den Entschluß, das Haus Strahls nicht eher zu verlassen, als an der Hand Emiliens. Dreimal glücklich, selig fühlte sich Ernst. Die holde Röthe auf den zarten Wangen Emiliens hatten ihm ja deutlich verrathen, daß

er ihr nicht gleichgültig sey. Emilie erschien ihm nur noch weit schöner und liebenswürdiger, seine Verhältnisse erlaubten ihm, um dieses Mädchen zu werben, Strahls waren ihm gewogen, was hatte er noch für seine Liebe zu befürchten? Freudig träumte er sich schon als Emiliens Gatte das schönste Loos in den Armen seines geliebten Weibes. — Träume sind Seifenblasen!! —

Viertes Kapitel.

So war denn unter glänzenden Hoffnungen der erste Tag in Strahls Hause unserm Freunde vergangen, er hatte wenig den Schlaf genossen, denn ihn umgaukelten ja die lieblichsten Bilder einer glücklichen Zukunft.

Die beiden Schwestern, Hortensie und Emilie, bemühten sich am andern Morgen unsern Gast zu unterhalten; denn wie wir wissen, war Strahl ein fleißiger Kaufmann, und selbst der Gesellschaft seiner besten Freunde entzog er sich, wenn ihn Geschäfte riefen.

Ernsts Schüchternheit verschwand all-

mählig, er scherzte und tändelte mit Hortensien und seiner Geliebten, und, ehe noch die Mittagsglocke ertönte, hatte er schon so große Fortschritte in seiner Liebe gemacht, daß er allein mit Emilien in den einsamsten Gängen des Gartens umherstrich, und sich mit seiner Schönen unterhielt und zwar über — Einsamkeit. Ja, wahrhaftig! über die Einsamkeit, und sehr unterhaltend mußte das Gespräch auch nicht gewesen seyn, denn alle viertel Stunde drängte sich ein schüchternes Wörtchen zwischen den zagenden Lippen hervor. Indessen Emilie und Ernst schienen sich bei der Unterhaltung sehr ergötzt und erheitert zu haben, denn fröhlichen und heiteren Gesichts kamen sie zur Tischgesellschaft.

Gegen Abend beschlossen die beiden Mädchen mit unserm Ernst auf dem Wasser zu fahren, denn der Fluß, welcher die Stadt in zwei gleiche Theile

trennt, geht dicht hinter dem Garten Strahls vorbei, und gab also leicht Gelegenheit zu einer angenehmen Wasserparthie. Hortense hatte eine Guitarre mitgenommen, und spielte und sang. Emilie ganz freudig, scherzte und koste mit den Wogen, und balancirte mit dem Fahrzeug zu ihrem herzlichen Ergötzen hin und her.

Ernst hatte noch einen Schiffer mitgenommen, zur bequemern und sichern Lenkung des Kahnes und freute sich bei seinem Rudern innig über das muntere, unschuldige Tändeln seiner Emilie, da — verlor Emilie bei ihrem Spiele das Gleichgewicht und stürzte mit einem gellenden Hülferuf in den Fluß.

Das Ruder wegwerfen und der Theuren nachspringen war bei Ernst das Werk eines Augenblickes. — Er erlangte glücklich Emilien, entriß dem Wasser seine Beute und führte sie mit starken Armen

an das Ufer. Alle Mittel, die nur zu Gebote ſtanden, wurden angewendet, Ärzte herbeigerufen. Ernſt war außer ſich. Der Krampf mußte ſich ihrer bemächtigt haben; Emilie war eine Beute des Todes geworden.

Groß war der Schmerz und die Trauer der Eltern, reichlich floſſen die Thränen der Schweſter; Ernſt aber war keinem Menſchen ähnlich. Er verfluchte die unſelige Waſſerfahrt, ſich, Gott, die Welt, überhäufte den Leichnam ſeiner Geliebten mit Küſſen, und, als man die Gebeine der Gruft übergeben hatte, da konnte er nicht Herr ſeiner Verzweiflung bleiben, er heulte und weinte abwechſelnd, und vermehrte nur den Gram und Kummer der Eltern.

Am Tage darauf, als Emiliens Überreſte der Erde übergeben worden waren und allgemeine Trauer herrſchte, ſuchte

man vergeblich nach Ernſt, ſein Pferd war aus dem Stalle fort, und er ſelbſt verſchwunden.

Fünftes Kapitel.

Nur eine Tagereise von Nataliens Schlosse war das Gut, welches Wilhelm auf Theresens und Lotharios Rath gekauft hatte. Unser Freund war mit seiner Familie, das heißt, mit Marianen seiner Gattin, mit Felix und Laertes dort hingezogen und hatte sich bereits ganz häuslich eingerichtet.

Auf Nataliens Schlosse sah es deshalb dennoch nicht leer oder öde aus, vielmehr herrschte dort ein reges Treiben. Neue Einrichtungen wurden gemacht, die Zimmer anders decorirt, die Meubles verändert, und alles dies geschah sehr eilig, denn schon in vierzehn Tagen hatte Natalie versprochen,

ihrem Freunde Conrad die Hand vor dem Altare zu reichen.

Die Sache war schnell gegangen. Conrad, als er glaubte, daß nicht allein Natalie auf ihn, sondern er auch auf Natalien Eindruck gemacht habe, schüttete unserm Wilhelm sein Herz aus, und bat denselben, für ihn bei Natalien zu werben. Wilhelm, der längst die Neigung Beider zu einander bemerkt hatte, fand sich durch Conrads Vertrauen geehrt und erfüllte gern diese Freundschafts-Pflicht, zumal sein sehnlichster Wunsch, Natalien ganz glücklich zu sehen, wie es ihr schönes, edles Herz verdiente, dadurch realisirt zu werden schien. Natalien kam die Bewerbung Conrads nicht unerwartet, sie schätzte und liebte ihn herzlich, und offen und frei erklärte sie mit Freuden, Conrads Gattin werden zu wollen. Ihre Neigung zu Conrad war keine jugendliche, verzehrende Leidenschaft, wo man

glaubt ohne den Gegenstand des Herzens keine Minute athmen zu können, und dennoch nach den Flitterwochen sich recht herzlich zurücksehnt aus dem Joche der Ehe. Nein, ein sanftes und dadurch wärmendes Feuer war ihre Liebe; sie hatte besonnen und weise den Schritt, den sie that, überlegt; sie fand Conrad ihrer Wahl würdig, und eröffnete sich so eine reizende Zukunft an der Hand eines geliebten, würdigen Gatten. Auf Wilhelms Gute ging es auch nicht ganz ruhig her. Die Einrichtung machte viele Umstände, und dabei fand die Familie auch gewissermaßen ihre Unterhaltung. Felix besuchte das Feld und schickte sich schon wacker zu einem tüchtigen Ökonomen. Mariane und Wilhelm beschäftigten sich im Garten, und ließen diesen auf das Reizendste einrichten. Wilhelm nahm sich hierbei Strahls Garten zum Muster, der das Nützliche mit dem Angeneh-

men so gefällig verband. Laertes unterhielt sich mit den Arbeitern im Hause, machte Zeichnungen, Plane, besuchte die Nachbaren und unterließ auch nicht, dann und wann mit Felix den Wald heimzusuchen und ein gutes Stück Wildpret in Wilhelms Küche zu liefern.

Bald war denn nun Alles auf das Beste eingerichtet, und mit einem ländlichen Feste weihete unser Wilhelm sein geschmackvoll und auf das Nützlichste eingerichtetes Landgut ein.

Laertes Urlaub war schon längst abgelaufen, allein, theils durch Wilhelms, Marianens und Felix freundschaftliches Zureden, theils durch die immer fortdauernde Schwäche seiner Brust bewogen, hatte er seine Entlassung beim Theater nachgesucht und auch erhalten. Das Landleben erhielt ihn munter, und schien auf seine Gesundheit wohlthätigen Einfluß zu haben; der Umgang

mit seinem Freunde, dessen Gattin und Felix, dreier so guter Menschen, war ihm überaus werth und angenehm, und so sehnte er sich denn nicht mehr hinaus in die Welt, sondern gedachte das Ende seiner Tage hier in Ruhe zu erwarten.

Sechstes Kapitel.

Um mit dem literarischen Treiben in der Welt immer noch in einer gewissen Berührung zu bleiben, hatte Wilhelm Sorge getragen, daß ihm von der Stadt aus die gelesensten Zeitschriften Deutschlands überschickt wurden.

Die Zahl unserer Zeitschriften ist heutzutage Legion. Täglich werden einige zu Grabe getragen, täglich erblicken einige das Licht der Welt, — oft nur auf sehr kurze Zeit. Nur wenige erhalten sich aufrecht in diesem Sturme und diese sind es denn auch, die unserer Beachtung keineswegs unwerth sind.

Wir glauben nicht unsers Freundes Ansichten über einige der vielen Zeitschriften Deutschlands übergehen zu dürfen und theilen deshalb das Allgemeine darüber mit. Unser Wilhelm zeichnete vor allen die Abendzeitung in mannichfacher Rücksicht aus. Für Unterhaltung und Belehrung schien ihm darin zweckmäßig gesorgt, und obschon van der Velde, der unstreitig großes Verdienst um dieses Blatt hatte, den Weg alles Fleisches gegangen, so zählt diese Zeitung dennoch mehrere sehr geachtete Mitarbeiter. Nur den Correspondenzartikel, in so weit er eine bloße Chronologie des Dresdner Theaters giebt, wünschte unser Freund daraus entfernt, indem diesem alles Interesse für den auswärtigen, ja selbst auch für den einheimischen Leser mangelt.

Das Morgenblatt, das heißt, das eigentliche Morgenblatt, Literatur- und Kunstblatt — hat eine gediegenere Tendenz als

die Abendzeitung, und beschränkt sich lediglich auf Belehrung und wissenschaftliche Unterhaltung. Nur dem Correspondenzartikel des Morgenblatts ist mehr Freiheit in dieser Hinsicht verstattet und dieser theilt dann auch unterhaltende und anziehende Neuigkeiten aus dem Leben und der Kunst mit. Das Literaturblatt, redigirt von Müllner, hatte in früherer Zeit bei weitem mehr Ansehen als jetzt, wo sich der Redakteur, wie man zu sagen pflegt, so gehen läßt. Andere Zeitschriften, die gern die Fehler der Schwestern rügen, fanden schon oft Gelegenheit, das Publikum auf des Redakteurs Nachlässigkeit aufmerksam zu machen. Müllner, dem jetzt so von allen Seiten nachgestellt wird, sollte doch dergleichen Ärgernisse zu vermeiden suchen.

Die Zeitung für die elegante Welt, oder wie man sie häufig zu nennen pflegt, die elegante Zeitung, scheint eigentlich gar

keine Tendenz zu haben und wir wissen nicht, ob nicht gerade dies die richtigste Tendenz einer Zeitschrift wäre, die für das ganze, große lesende Publikum bestimmt ist. Der Zweck einer Zeitschrift kann unmöglich seyn, der literarischen Welt etwas Gediegenes zu überliefern, wobei man nicht allein Unterhaltung und Belehrung findet, sondern woraus gründliche und tiefe Gelehrsamkeit geschöpft werden soll. — Keineswegs. Wir glauben und vielleicht nicht mit Unrecht, daß eine Zeitschrift nur die augenblickliche Unterhaltung, auf eine dem Kunstgefühl und dem Sinne für das Schöne, zweckmäßige Art beabsichtigen müsse, doch so, daß die Sache oder der Gegenstand uns als neu, und eben deshalb in dem Augenblicke als interessant erscheint. Die meisten unserer Zeitschriften werden daher auf Kaffeehäusern, in Conditoreien, in Restaurationen und Lesezirkeln gehalten und dort durch-

blättert. Den einen Leser reizt dieser Gegenstand, den andern unterhält ein anderer, und so hält sich doch stets der Werth des Blattes im Gleichgewicht zu den Lesern, denn unstreitig wird das Unterhaltende, Neue und Anziehende auch um so mehr aufmerksame Leser finden. Enthält aber ein Blatt dergleichen Artikel, wie z. B. der Freimüthige von August Kuhn, monatlich seitenlange Aufzählung der Darstellungen des Königlichen Hoftheaters, so entsteht billig die Frage: „Wer lies't das? Wer findet daran Geschmack oder Unterhaltung?" Sehr neugierig wären wir schon, von dem Herrn Redakteur des Freimüthigen einmal den Zweck zu vernehmen, den derselbe bei Anfertigung, nein, das kann man wohl nicht sagen — bei Abdruckung einer solchen Übersicht gehabt hat, und noch immer haben muß; denn monatlich erscheint zur Langweile oder

nur zur Nichtbeachtung aller Leser, eine solche Übersicht. — Er will doch nicht etwa das Blatt bloß füllen? —

Siebentes Kapitel.

Durch das Auffassen der interessanten Ereignisse in der Welt, wie in der Literatur, hat der Gesellschafter oder: Blätter für Geist und Herz, bedeutenden Vorzug vor den meisten Zeitschriften erlangt, wiewohl ein offenbarer Mangel an eigentlichen ästhetischen Kunstwerken diesem Blatte nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen wird.

Das monatliche Titelblatt nennt uns eine große Anzahl rühmlich bekannter Dichter und Dichterinnen als Mitarbeiter, und dennoch erhalten wir so selten eine bedeutende Arbeit im Felde der Poesie, oder Romantik. In früheren Zeiten, wie wir

uns noch recht gut erinnern, hat manche unterhaltende Erzählung im Gesellschafter unserm Gemüthe recht wohl behagt; es muß daher doch wohl nur an dem Redakteur und nicht an den Mitarbeitern liegen, wenn der ästhetische Gehalt des Blattes sich, wie hier, so offenbar vermindert.

Institute, wie die Hallische, Jenaer, Leipziger Literaturzeitung, das literarische Conversationsblatt, der Göttingische gelehrte Anzeiger, — kann man füglich nicht zu den Zeitschriften rechnen, denn dem widerspricht ihre Bestimmung und ihr Charakter. Die augenblickliche Unterhaltung wird von der Zeitschrift bezweckt, ihr Interesse dauert nur höchstens ein Quartal hindurch. Erhält man erst das Titelblatt, den Inhaltsanzeiger, dann läßt man sicher das Heft einbinden und legt es ad acta, das heißt, man stellt es in den Bücherschrank, um es —

dann und wann von außen anzusehen. Unmöglich kann dieses auf solche Institute, wie ich sie eben namhaft gemacht, Anwendung finden, sie fassen einen zu wichtigen Gegenstand auf, sie übergeben der literarischen Welt in diesen einzelnen Kritiken einen großen Schatz von Gelehrsamkeit und geben zugleich die wahren und richtigen Mittel an die Hand, ein literarisches Produkt zu würdigen und zu benutzen. Das Urtheil der größten Köpfe Deutschlands spricht sich hierin aus, und was kann nicht das Volk erwarten, wenn diese Männer Bücher loben, empfehlen? — Ihrem Ausspruche darf es auch trauen, unbedingt trauen, wenn sie verwerfen oder tadeln. — Leider ist heutzutage die Kritik eine ausgeartete Pflanze, nicht mehr erquickend und labend durch ihren würzigen Geruch, gleich dem Unkraut sproßt sie überall hervor, auf dem Felde und — in Mistbeeten. Die vorhingenann-

ten Institute machen davon eine lobenswerthe Ausnahme, ganz Deutschland erkennt ihren Werth, ihr Ruhm ist überall verbreitet, und in dem Laufe der Zeit haben sie sich bewährt erhalten; aber es stehen auch Männer an ihrer Spitze, auf welche Deutschland stolz seyn kann, Männer, deren ausgezeichnete Gelehrsamkeit überall bekannt ist, und die mit einem edlen Charakter auch das edle Streben verbinden, der vaterländischen Literatur ein goldenes Zeitalter herbeizuführen. Die „Hekate" kann keinen Anspruch machen, in die Zahl dieser trefflichen Institute aufgenommen zu werden, vielmehr gehört sie nur zu den polemischen Schriften. Literarische Kriege, Kämpfe und Handgemenge sucht sie zu erregen, zu entzünden und zu nähren, wie kann da von einem Nutzen die Rede seyn, wie ihn jene literarische Blätter bringen? Statt zu belehren und zu beurtheilen, erzeugt sie nur Streit und

Hader, und deshalb ist auch ihr ganzes Wesen, worauf schon Hekates Name deutet, — Spiegelfechterei der Hölle.

Achtes Kapitel.

Gern würden wir noch die Ansichten unseres Freundes über mehrere Zeitschriften und Journale, auch über die mit einem jeden jungen Jahre neu erscheinenden Taschenbücher unsern Lesern mittheilen; allein wir fürchten mit Recht, langweilig zu werden, da gewiß schon mancher unter unsern Lesern hier und da durch ein langsam und anhaltendes Gähnen seiner Langweile wird Luft gemacht haben. — Allein wir können wahrhaftig nicht anders. Wir machen es nun so gut, wie wir können; geräth es nur sehr mittelmäßig, oder gar sehr schlecht, nun dann trägt das Schick-

sal die Schuld. Wir glauben an ein Fatum. — —

Wir finden jetzt, daß in unseres Freundes Leben der Zeitpunkt, worauf wir unsere Leser schon aufmerksam gemacht haben, eingetreten ist, wo er sich ganz von der Welt zurückzieht. Er hat auch genug erfahren in dieser Welt, auf seinen Lehr- und Wanderjahren, daß der Wunsch ihm gewiß nicht zu verargen ist, den Rest seiner Tage, seine Meisterjahre in Ruhe und Zurückgezogenheit, umgeben von den Freunden seiner Seele, von Marianen und Felix, zuzubringen. Wenn wir ein wenig unsers Freundes Jahre berücksichtigen, so finden wir, daß er jetzt in dem Alter ist, wo er schon dem Grabe näher, als dem Brautbett steht; auch hat das Leben so mannichfaltig auf ihn verderbend und störend eingewirkt, daß wir, wenn auch sein Geist noch munter und hell leuchtet, dennoch überzeugt seyn

müssen, das Räderwerk der Maschine sey, wie die Maschine selbst, schon morsch und drohe baldigen Stillstand.

Unser Freund wußte das auch recht gut, er war ganz darauf vorbereitet, er fürchtete aber nicht die Trennungsstunde, ach, er vertilgte die Gedanken daran, beim Anblick seiner guten Mariane, seines theuren Felix. Er dankte dem Schöpfer, daß er diese Beiden noch im Hafen an sein Herz drücken konnte, und kein trüber Gedanke vermochte in sein Herz zu schleichen, und den Frieden aus seiner Seele zu bannen. Glücklich fühlte er sich und wünschte nur, es noch so bis an sein Ende zu seyn.

Ein Brief des Barons an Wilhelm erschien, dessen Inhalt das sonst heitere Angesicht unseres Freundes mit schwarzen Wolken umzog und seinem Auge Thränen erpreßte. Ein leiser Wink von ihm versammelte die Freunde des Hauses. Mariane,

Felix und Laertes wurden von Wilhelms Trauermiene überrascht, die Herzen begannen ängstlich zu klopfen und ernsthaft nahmen alle um Wilhelm Platz, der folgenden Brief des Barons vorlas:

„Mit tiefer Betrübniß, mit thränendem Auge muß ich Ihnen das traurige Ende unsres Freundes Ernst, den Sie auch kannten und gewiß liebten, melden. Der plötzliche Tod seiner Geliebten versetzte ihn in Verzweiflung, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn, und ohne ein Ziel sich zu bestimmen, verließ er den ehemaligen Wohnort der Seligen und durchzog die weite Welt. Das erfuhr ich auf meine Erkundigungen von dem Kaufmann Strahl, dem Vater des unglücklichen Mädchens. Keine Spur aber war weiter von Ernst zu entdecken. Alle Bemühungen, die ich, die Strahl sich deshalb auch gab, waren vergebens, und so lebte ich und seine Schwester,

meine Gattin, nur noch immer in der Hoffnung, daß er noch lebe, und uns gewiß noch aufsuchen werde. — Vor einigen Tagen aber meldet sich bei mir ein junger Mann aus Griechenland, der mir ein Portefeuille überbringt, worin Briefe unter meiner Adresse gelegen, die man bei einem auf dem Schlachtfelde gefallenen Officier gefunden, der, eben aus diesen Papieren zu schließen, in Verwandtschaft mit mir gestanden habe; denken Sie sich meinen Schreck, lieber Meister, es war — Ernsts Portefeuille. Der junge Mann erzählte mir, daß Ernst sich in A* habe anwerben lassen für die Sache der Griechen, seines Standes wegen den Rang eines Officiers erhalten habe, und drei Tage darauf nach Mesalonghi zu den Griechen abgeschifft sey. In dem ersten Gefechte, dem er beigewohnt, habe er sich durch Löwenkühnheit ausgezeichnet, aber sein Muth habe ihn zu weit geführt. Die wü-

thenden Muhamedaner, erboßt auf den Kämpfer, haben ihn endlich umzingelt, und so mußte er als ein Opfer der Übermacht fallen. — Weinen Sie, lieber Wilhelm, seinem Andenken eine Thräne nach, er hat es verdient." —

Hier schloß Wilhelm, und trocknete sich das thränenfeuchte Auge. Auch Mariane, Felix und Laertes weinten. Allen ging Ernsts, des guten Ernsts unglückliches Ende nahe.

Neuntes Kapitel.

In dem Lustgarten des Gutes hatte Wilhelm auf einem von Trauerweiden umgebenen Platze ein Denkmal seiner lieben Mignon errichtet, und jetzt trug er sich mit dem Gedanken herum, auf einem andern Platze dieses Gartens seinem jüngst entschlafenen Freunde Ernst gleichfalls ein Denkmal zu setzen. Wilhelm hatte hierbei keineswegs die Absicht, der Welt und seinen Freunden einen Beweis zu geben, wie sehr er Mignon und Ernst geliebt hatte, und wie schmerzlich ihm ihr Ende gewesen. Ach! in seinem Herzen hatte Mignon sowohl, wie Ernst sich ein bleibendes Denkmal errichtet.

Unser Freund sehnte sich nur in seinem Garten ein Plätzchen zu haben, wo er einsam und still das Andenken an diese Lieben feiern konnte, und deshalb hatte er sich das liebliche Plätzchen unter den Thränenweiden zu Mignons Andenken erkohren, und deshalb auch wollte er seinem kürzlich verlorenen Freunde ein solches Plätzchen auswählen.

Die Betrübniß, welche durch die traurige Nachricht von Ernsts Tode sich unseres Freundes und seiner Familie bemächtigt hatte, ward einigermaßen vertrieben für den Augenblick durch das Eintreffen Werners, Wilhelms alten Hausfreundes und Spielgenossen.

Werner, der zu dem feurigen, vorwärts strebenden Geiste Wilhelms das treueste Gegenbild lieferte, hatte von der Welt und dem Leben ganz andere Ansichten, als unser Freund. Wo dieser seiner Phanthasie freien

Lauf ließ, die kalte Prosa der Welt verachtete, und das Leben nur von seiner poetischen Seite auffaßte, und diesem Streben sein ganzes Wesen hingab, da saß jener hinter dem Comtoirtisch emsig bei seinen Zahlen. Sorge für Erwerb, für ein zukünftiges unabhängiges Leben, beschäftigten den Kaufmannsgeist, und, was Wilhelm für des Lebens Hochgenuß hielt, das war Wernern nur unnütze Zerstreuung.

Der Charakter Werners tritt während Wilhelms Lehr- und Wanderjahren zu sehr in den Hintergrund, und was kann auch wohl ein so alltäglicher Mensch, wie Werner war, auf das Treiben unsers Freundes für Einfluß weiter haben, als daß er dasteht — ihm zum Contrast; er rechnete und zählte und scharrte zusammen, so wie es sein Vater gethan, und wie es seine Kinder einst, mit Gottes und seiner Hülfe thun sollten. Werner war immer der-

jenige, der unseres Freundes poetischem Gemüthe die kalte Philosophie eines Kaufmanns entgegen setzte; er konnte für die Gefühle, die im Busen Wilhelms lebten, keinen Sinn haben, und hielt auch deshalb nach seiner Theorie diesen innern poetischen Sinn des Freundes für — Unsinn.

Er hatte des bequemern und bessern Lebens wegen geheirathet, aber das eheliche Glück nicht lange genossen. Sein Weib starb, er betrauerte sie, und schrieb in sein Gewinnstkonto die Ausgaben für Putz und Wirthschaft, die nun hinfort theils wegfielen, theils geringer wurden. Durch kluge, sichere Spekulationen, durch Sparsamkeit, ja selbst durch etwas Geiz, hatte er nach und nach das von seinem Vater ererbte, nicht ganz geringe Vermögen bedeutend ver-

mehrt; fand nun, daß er in sorgloser Ruhe seine Tage hinbringen konnte, und gab deshalb sein Geschäft auf, um auf das Land zu ziehen. Werner stand allein und fing jetzt an zu fühlen, um wie viel besser es gewesen wäre, wenn er bei Zeiten noch daran gedacht hätte, für die Zukunft theilnehmende Herzen sich zu erwerben. Was half ihm sein großes Vermögen? Er konnte sich die Liebe keines Menschen damit erkaufen.

Zu seiner herzlichen Freude erfuhr er jetzt, daß Wilhelm von seinen Wanderungen zurückgekehrt sey und eine ländliche Besitzung gekauft habe, wo er den Rest seines Lebens zuzubringen gedachte; eilig machte er sich daher auf den Weg, ohne seine Ankunft, ohne seinen Entschluß dem Freunde gemeldet zu haben, und überraschte jetzt unsern Wilhelm,

dem das Schicksal am Abend seines Lebens noch den Genossen seiner Kinderspiele zuführte.

Zehntes Kapitel.

Wohl hatte Werner darin wenigstens Recht, daß er sich nach der Ruhe des ländlichen Lebens sehnte; wohl haben alle die Recht, die, so bald sie nur können, sich aus dem verworrenen Treiben der großen Welt herausreißen, und, wenn sie den bessern Theil ihres Wesens rein und unversehrt in dem Gedränge, in dem Strudel der Verführungen erhalten haben, nur das ländliche Asyl aufsuchen, wo sie freier athmen, und glückseliger leben können. Wem fielen hierbei nicht die schönen Verse des Chors in der Braut von Messina ein, mit denen unser

unsterblicher Schiller die Zurückgezogenheit von der Welt also preis't:

„Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen
Kindlich liegt an der Brust der Natur. u. s. w.
— Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinern Lüfte.
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Mit diesen Versen empfing auch Werner, und das will sehr viel sagen, unsern Freund. Wilhelm freute sich herzlich, nach so langen Jahren das bekannte Gesicht seines Spielkameraden, nachdem es nun bedeutend im Comptoir gealtert war, wiederzusehen.

„Aber ums Himmels willen, lieber Werner, welch eine Verwandlung! Du

lieseſt Verſe, lieseſt ſie nicht allein, ſondern lernſt ſie ſogar auswendig? Das iſt wahrhaftig viel! Wie haſt Du Dich ſo verändern können?"

„Verkenne mich nicht!" entgegnete, ſich von der Anſtrengung erholend, Werner, „ich bin noch immer der Alte. Ganz zufällig finde ich da auf der Reiſe in der alten Brieftaſche, welche Du in Deinen frühern Jahren führteſt, die ich zum Andenken aufhob und nun mitgebracht habe, einen Zettel, worauf dieſe Verſe ſtanden. Ich leſe ſonſt dergleichen Reimereien nicht, und lobe mir dafür den Courszettel oder dergleichen ſolide Schriften; aber die Langeweile, die mich im Wagen, worin ich nun ſchon mehrere Tage während der Reiſe mich ganz allein befand, überfiel, zwang mich, auch einmal ein Übriges zu thun und Verſe zu leſen. Ich las und las, das Ding gefiel mir wohl, es ſchien ſo ganz für mich ge-

macht zu seyn, und da beschloß ich denn zu meiner Unterhaltung und Zerstreuung, die Verse auswendig zu lernen, und Dich damit zu empfangen."

„Ha ha ha, das gefällt mir von Dir. Du bleibst Deinem Charakter treu, aber was meinst Du damit, daß diese Verse für Dich gemacht zu seyn scheinen? Darüber muß ich mir von Dir eine nähere Erklärung ausbitten." —

„Nun mein Gott, habe ichs Dir denn noch nicht gesagt? Meine Handlung habe ich aufgegeben, und will mich jetzt hier in Deiner Nähe ankaufen und ein ruhiger und stiller Landmann werden."

„Das freut mich, Werner, und Du sollst einmal sehen, ob Du Dich nicht besser auf dem freien Felde, in der lieben schönen Natur, als in der engen Stadt und in dem noch engern Comptoir befinden wirst." —

„Alles hat seine Zeit. Mit der engen

Stadt und mit dem engen Comptoir ist es bei mir nun, Gott sey Dank, vorbei. Ich habe mein Schäfchen ins Trokkene gebracht, und nun kömmt das freie Feld und die liebe, schöne Natur an die Reihe."

Unser Freund ging dem alten Werner beim Ankauf eines Gutes zur Hand. Der Zufall schien den Kaufmann noch immer zu begünstigen, denn gerade fand sich eine Gelegenheit, ganz nahe bei Wilhelms Besitzungen ein nettes und wohlfeiles Gütchen zu erkaufen und Werner unterließ nicht, diese Gelegenheit zu benutzen. Beide Jugendfreunde unterhielten jetzt eine gute Nachbarschaft, und kein Abend verging, wo nicht entweder Werner auf Wilhelms Gute, oder dieser mit Marianen, Felix und Laertes auf Werners sich befand. Oft auch vermehrte Conrad mit seiner Gattin auf eine angenehme Weise den frohen Zirkel und selbst Lo-

thario und Thereſe unterließen nicht, dann und wann einen Beſuch bei ihren Freunden abzuſtatten.

Durch die ungezwungene freundliche Geſelligkeit, die in dieſem Zirkel herrſchte, wurde Werner nach und nach ein ganz fröhlicher, heiterer, und zuweilen auch recht luſtiger Menſch. Die Pedanterie in Kleidung, Sprache und Weſen, der er ſich in ſeinem frühern Leben ergeben, verließ ihn ganz und gar, und wer jetzt den ehemaligen ſteifen, mürriſchen Kaufmann Werner hätte wieder ſehen ſollen, würde ihn wahrlich nicht erkannt haben.

Eilftes Kapitel.

Die Ruhe, die jetzt in Wilhelms Familienkreise, und in seinem Wandel herrschte, dauerte wiederum nicht lange und wurde diesmal durch das traurigste Ereigniß, was unserm Freunde nur widerfahren konnte, vertrieben. Mariane, die von ihm so heiß geliebte Mariane, die seit ihrer Jugend nur das Leben von einer kummervollen Seite hatte kennen lernen, sie, die so viel gelitten, so viel erduldet und bereut hatte, die endlich nach Jahre langen Leiden den Hafen erreicht hatte, ward — eine Beute des Todes. Ach! man konnte es der zarten, schwachen Gestalt, dem blassen, schmachtenden

Angesichte schon lange ansehen, daß der Keim des Todes in ihrem Innern aufgesproßt war; die Leiden ihrer frühern und spätern Jahre hatten die jugendliche Kraft aufgezehrt und tiefe Spuren zurückgelassen; so bedurfte es nur einer kleinen Erschütterung, und die Maschine, die sich nur noch so künstlich erhielt, mußte zusammenfallen.

Allen ging dies plötzliche Unglück sehr nahe. Unser Freund war hart getroffen, sein Schmerz war ohne Grenzen. Er gedachte der langen Zeit, wo das Geschick beide Herzen weit von einander gerissen hatte, wo er die Welt durchzog, und sie mit Kummer und Verzweiflung kämpfte; endlich, endlich war das Schicksal müde geworden der strengen Prüfung, und führte unserm Freunde am Abende seines Lebens, als sein Haar grau zu werden anfing, das theuerste Kleinod der Welt, seine Jugend-

geliebte ihm zu; jetzt hoffte er bis an sein Ende, das nicht allzu entfernt war, mit ihr vereinigt zu bleiben, doch nein — nur wenige Jahre, kurze Zeit und zerrissen war der Bund aufs Neue für ewig. —

Wilhelm murrte nicht gegen das Geschick, aber ein tiefer Ernst, eine Melancholie verdrängte die freundlichen, heiteren Züge aus seinem Antlitz, und grub nur noch tiefer die Furchen, die das Alter ihm bereits gezogen.

Der geselligen Freude war er abgestorben, weder Laertes, noch Werner, noch Conrad oder Natalie vermochten ihn zu erheitern. Wenn Felix kam und ihn tröstete, dann fielen seine Thränen häufiger, und er preßte mit Innigkeit den geliebten Sohn an das Vaterherz.

Es ging unstreitig in seinem Gemüthe etwas vor, davon zeugte deutlich der fast bitter grollende Zug, der, wenn Wilhelm

sich unbemerkt glaubte, sich um sein Auge lagerte, ein Blick, an dem man eher einen Menschenfeind, als unsern Wilhelm, den so herzlichen Freund der Menschheit, erkannt hätte.

Drei Tage nach dem Tode Marianens wurden die Überreste der Theuern zu Grabe getragen, unter Begleitung Wilhelms, Felix, Nataliens, Conrads, Laertes, Werners und der ganzen Dienerschaft. Die Thränen, die hier so reichlich flossen, waren wahrlich nicht erkauft, und bewiesen, wie sehr Mariane von allen geehrt und geliebt wurde und wie sehr sie dieser Liebe auch würdig war. Aller Augen füllten Thränen. Nur Wilhelm hatte keine Thränen mehr. Dieser süße Quell war schon versiegt. Desto heftiger aber wüthete der Schmerz in seinem Innern und als das Grab eben versenkt werden sollte, da befahl er mit zitternder Stimme,

es noch einmal zu öffnen. Er stürzte sich auf die im weißen Kleide daliegende kalte Mariane, preßte zum letztenmale krampfhaft einen Kuß auf die starren Lippen der Leiche und verließ dann still und heimlich den Zug und floh in die Einsamkeit.

Unser Freund hatte das sechzigste Jahr erreicht, und obschon das Landleben in seinem Alter, und das Wandern in seinen frühern Jahren, seinem Körper sehr zuträglich gewesen, so hatte doch manches Ereigniß in seiner Lehr- und Wanderzeit verderbend auf ihn gewirkt und seine Gesundheit untergraben. Der Tod Marianens hatte ihm den Rest gegeben. Es waren noch keine acht Tage seit dem Ableben seiner Jugendgeliebten verstrichen, da kehrte er einst heim aus seinem Garten, Schwäche nöthigte ihn, das Lager zu suchen, Beklemmung ergriff ihn

und, immer matter werdend, vermochte er nur noch nach seinem Felix und Laertes rufen zu lassen.

Zwölftes Kapitel.

Alle schleunigst angewandte Hülfe war umsonst. Man sahe, wie nahe der letzte Kampf ihm war, und nur auf kurze Zeit vermochte Wilhelm sich zu erholen. Diesen Augenblick, es war der letzte, benutzte er dann auch, faßte die Hand seines Sohnes, und sprach mit matter Stimme:

„Mein Ende ist nahe, ich fühle es. Mir kann nichts mehr helfen. Wohl mir, ich habe ausgerungen, bald wird mir ganz leicht seyn. — So reich an Begebenheiten, so lange die Zeit meiner Lehr- und Wanderjahre war, so arm an Ereignissen, so kurz war die, meiner Meisterjahre. Aber

ich bin doch endlich in der letzten, kurzen Periode zu dem Resultate gelangt, wonach ich so lange in der Lehr- und Wanderzeit gesucht, aber es nirgend dort gefunden habe: das höchste Glück genießt der Mensch im ruhigen, zufriedenen und häuslichen Leben. Diese Wonne des Daseyns ist mir nur erst spät zu Theil geworden, aber sie entschädigte mich reichlich für die verlorne, durchirrte Zeit. Nur kurze Zeit hat mein Wirken auf dieser Welt gedauert, denn spät erst gelangte ich zu der bessern Einsicht, daß das wahre Glück nicht außerhalb in der Welt zu suchen ist, sondern nur im eigenen Innern gefunden wird; aber, so kurz auch diese Zeit des Wirkens war — so kann ich doch mit Freuden darauf zurückblicken, ohne Reue, ohne daß mein Gewissen sich regt. Das Geschick hat mir zwar noch manchen Sturm im Hafen entgegengeschickt, und Manches, woran ich große Freude fand,

geraubt — ich habe nicht gemurrt, ich habe mich ruhig unterworfen dem, was Gott über mich verhängte. — Mariane, meine Mariane — — — und Ernst sind mir vorangegangen. — Der Zeitpunkt, wo ich mit ihnen wieder werde vereinigt seyn, ist nicht mehr fern. Ich trenne mich ruhig von der Welt, weiß ich doch, daß Du, mein Felix, meine einzige Freude, wacker und gut bist, ach ich lasse Dir ja auch meinen Laertes, und Wernern zurück. Erleichtert Euch einander die Bürde des Lebens, genießet gemeinschaftlich die Freuden, womit der Himmel Euch beglückt, und weinet nicht um mich. — — Noch eine Lehre muß ich Dir, Felix, zurücklassen; ich wiederhole nur, was ich schon oft ausgesprochen habe, aber es ist wahr und wichtig. Spät erst bin ich zur Erkenntniß des wahren Glückes, der Bestimmung des Menschen gekommen, lange war ich auf falschem Wege, drum wünsche ich Dir,

mein Sohn, daß Du bei Zeiten mögest die Irrthümer des Lebens ablegen und vermeiden, daß Du bald, bald mögest aufgenommen werden unter den Meistern, auf daß Du die größte Hälfte Deiner Lebenszeit glücklich, das heißt, zufrieden, ruhig und häuslich, zu genießen im Stande seyst. — — Nun genug, ich kann nicht mehr. Lebt wohl, lebt wohl, Gott mit mir!" — — Noch einmal athmete er auf und — Wilhelm war nicht mehr. — — —

„Wohin nur ein Saamenkorn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Keime des Jammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte, krümmten sich tausend sterbende Insekten. In eben dem Augenblicke, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdammniß empor. Es ist ein betrügliches Lotto,

die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropfe Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Wonne. Auf jedem Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt. Auf jedem Atome lese ich die trostlose Aufschrift: Vergangen! — —*)

*) Aus Schillers Spaziergange unter den Linden.

Ende.

Verbesserungen

im 2ten Theile.

Seite 19, Zeile 9, statt: das Lämpchen, lies: die Fackel. — S. 22. Z. 11. st. beherrscht sie, l. beherrscht auch sie. — S. 26. Z. 6. lies: und zur Rückkehr nach Italien genöthigt habe.

Nachstehende neue Unterhaltungsschriften sind mit Recht zu empfehlen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Albiny, J., Herzlande von Rappoltstein oder die Verbrecherin aus Eifersucht; das Strafgericht und der Reinsteiner. Rittergeschichten aus dem Mittelalter. 1 Thlr. 4 Gr.

Derselbe, der wandernde Schatten oder die Mahnungen der Todtengruft, und andere Geschichten aus dem Mittelalter. 1 Thlr.

Buch, das, ohne Titel. Wer lachen will, der lese es. Mit einem illum. Kupfer. 20 Gr.

Fouqué, Friedrich Baron de la Motte, die Fahrt in die neue Welt. — Das Grab der Mutter. Von Alexis dem Wanderer. 1 Thlr.

Frühlingsgaben. Erzählungen von Elise Freifrau von Hohenhausen, Max

von Schenkendorf, Eduard Messow, Freiherrn von Münchhausen, Ernst Wahlert, Julie Freifrau von Bechtolsheim, Aleris dem Wanderer u. a. m., herausgegeben von Dr Fr. Raßmann. 1 Thlr.

Geweihten, die, der Nacht oder die Räubercolonie im Drachenthale. Ein Roman von T. Baron von P*****n. 4 Thle. 4 Thlr.

Hildebrandt, C., die Gemächer des Unglücks oder der Geprüfte. 3 Theile. 3 Thlr. 4 Gr.

Derselbe, Rollino der furchtbare Räuberhauptmann in den Apenninischen Felsklüften. 3 Theile. Mit einem Kupfer. 3 Thlr. 16 Gr.

Derselbe, das Vehmgericht oder die unsichtbaren Oberen. 3 Thle. Mit 1 Kupf. 3 Thlr. 12 Gr.

Johanna die Heldin der Bluthochzeit.

Ein Roman vom Verfasser der Paulowna. 3 Theile. 2 Thlr. 20 Gr.

Lady Glami oder der Kerker von Stirling. Ein Roman nach Walter Scott von Heinrich Müller. 3 Theile. 3 Thlr. 4 Gr.

Loda, die Lautenspielerin, und andere Erzählungen von Alexis dem Wanderer.

Robert. Ein Roman nach dem Englischen des John Blackwell. 3 Theile. 3 Thlr.

Samiel oder die Wunderpille. Farze mit Gesang und Tanz in 4 Akten und in Knittelversen. (Parodie des Freischützen.) Mit Beibehaltung der gesammten Musik von Carl Maria von Weber. 12 Gr.

Albiny, J., Heinrich von Lindenhorst oder die erfüllte Wahrsagung. Ritter-,

Pfaffen- und Geistergeschichte. 3 Thle. 3 Thlr. 4 Gr.

Derselbe, Marko oder das das Opfer der Treue. Romantische Geschichte aus dem Mittelalter. 20 Gr.

Bund, der schwarze. Vom Verfasser der Stimme des Unsichtbaren, des wandernden Gerippes u. a. m. 1 Thlr. 4 Gr.